

echo 2018

Museumsgesellschaft Ulm



Titel: Ausschnitt aus dem Löwenbrunnen
auf dem Ulmer Münsterplatz

INHALT

- 03 Editorial
- 04 Rückblick 2017
- 08 Kulturhistorischer Tag 2017
Susanne Pierburg
- 12 Literaturwoche Donau 2017 –
ein Rückblick
Florian L. Arnold
- 15 Ulms lebendige Wasser –
Die reichsstädtischen Röhrenkästen
Wolf-Henning Petershagen
- 21 Die späten Korrekturen eines Ulmers
Michael Watzka
- 25 Facetten der Vielstimmigkeit
der Reformation in Ulm
Marie-Kristin Hauke
- 38 Andreasgastung 2017
Ernst-Wilhelm Gohl:
„Martin Luther und der Wein“
- 46 Veränderungen im Vorstand
der Museumsgesellschaft
- 47 Impressum

EDITORIAL

Klaus Rinke

Liebe Mitglieder und Freunde der Gesellschaft,

das Echo 2017 spiegelt uns ein ereignisreiches Gesellschaftsjahr mit vielfältigen Programmanteilen und ist eines unserer umfangreichsten Hefte der letzten Jahre.

Das Titelbild greift Henning Petershagens Rundgang in Bildern durch die Ulmer Brunnenlandschaft auf. Kunsthistorisch und technisch markieren die Ulmer Brunnen den hohen Entwicklungsstandard der Reichsstadt. Marbach und Grafeneck waren die Ziele unseres kulturhistorischen Tages. Start des von Susanne Pierburg organisierten Tages war Marbach, das Zentrum der württembergischen Pferdezucht. In einer engagierten Einführung erfuhren wir viel über die Araberzucht und ihre historische Bedeutung. Wir erlebten die Pferde auf der Koppel und in den Ställen und genossen die sehr schöne Anlage. Nach dem Mittagessen setzten wir uns mit der Zeit des Nationalsozialismus in Grafeneck auseinander und rundeten die Eindrücke in der Ausstellung von Bildern Norman Seibolds ab.

Schon traditionell ist die Museumsgesellschaft ein Standort der Literaturwoche Donau. Moderiert von Dr. Dagmar Engels stellte Mohamed Amjahid sein Buch „Unter Weißen“ vor und Lena Grundhuber interviewte Anna Kim. Michael Watzka präsentierte uns die späten Korrekturen im Handexemplar der Millergedichte und Thomas Müller trug uns dazu Lieder Millers vor. Mit dem Vortrag zu „Facetten der Vielstimmigkeit in Ulm“ führte uns Marie-Kristin Hauke ins Reformationsjahr ein und regte uns an, die Stationen der Ausstellung vor Ort zu erkunden.

Einen neuen Blick auf Luther bot uns der humorvolle Vortrag von Dekan Ernst-Wilhelm Gohl „Martin Luther und der Wein“ bei der Andreasgastung 2017. Wir freuen uns, den Text jetzt allen zur Verfügung stellen zu können.

Musikalische Eindrücke können wir im Heft nicht übermitteln. Auch dieses Jahr konnten wir ein hervorragendes Musikprogramm, zusammengestellt von Raimund Kast, genießen. Von jiddischen Liedern über Jazz mit dem Alphon bis zur Kammermusik spannte sich der Bogen.

Unser Mitglied Dr. Ottfried Arnold führte uns in einem spannenden Vortrag in die Wasserwirtschaft in verschiedenen Epochen und Ländern ein. Baubürgermeister Tim von Winning erläuterte uns, was Stadt für ihn bedeutet. Wir besuchten das Atelier von Konrad Geyer. Erfolgreich gestalteten wir 2017 mit der Goethegesellschaft, der Gesellschaft 1950 und dem Humboldtzentrum der Universität Ulm Veranstaltungen in unseren Räumen. Die Stadt Ulm eröffnete bei uns die Kulturnacht 2017.

Mein herzlicher Dank gilt dem Redaktionsteam um Michael Wettengel, den Autorinnen und Autoren für ihre Manuskripte, unserer Grafikerin Frau Lutz für die professionelle und ansprechende Gestaltung und Franz Bosch für seine wie immer ausgezeichneten Fotos. Wir freuen uns auf Kommentare, konstruktive Kritik und Lob. Bilder und Texte für die nächsten Hefte sind uns willkommen.

Viel Spaß beim Lesen!

RÜCKBLICK 2017

17. Januar

Eva Leistenschneider hat uns souverän durch die Ausstellung „Ein Sitz für Priester – Spätgotische Kunst aus dem Ulmer Münster“ im Museum Ulm geführt – ein gelungener Jahresauftakt! Im Mittelpunkt standen drei Eichenfiguren alttestamentarischer Priester aus dem 15. Jahrhundert, die als verschollen galten und zufällig in einer verschlossenen Mauernische der Besserer-Kapelle entdeckt worden waren.

3. Februar

Musikalisch ging es los mit „SPIL MIR A LID“. Pavel Fieber, vielen noch aus seiner Zeit als Intendant am Theater Ulm von 1985 bis 1991 bekannt, beschäftigt sich schon seit langem mit überliefertem jüdischem Liedgut. Bei seinem begeistert aufgenommenen Auftritt mit jiddischen Liedern und Geschichten wurde er begleitet vom Karlsruher Peter Cerny am Kontrabass sowie den beiden Ulmern Jochen Anger (Klarinette) und Markus Munzer-Dorn (Gitarre, Mandoline und Konzertina).

21. Februar

Unser Mitglied Dr. Ottfried Arnold referierte zum Thema „Wasser und Wasserwirtschaft“. Er präsentierte uns anschaulich und kurzweilig kulturelle und historische Aspekte zum Thema „Wasser“ und zur heutigen Wasserwirtschaft rund um Ulm, wobei es auch um Renaturierung und Hochwasserschutz in unserer Region ging.



1. März

Gemeinsam mit der Gesellschaft 1950 haben wir erneut einen besonderen Aschermittwochs-Ausklang gehabt – nach der Tradition der Gesellschaft 1950 durch Mitbringen von Geschirr und einer Speise. Auch dieses Jahr entstand so wieder ein wohlschmeckendes Menü.

21. März

Baubürgermeister Tim von Winning erläuterte uns, „was Stadt für ihn bedeutet“, und illustrierte dies mit aktuellen Projekten der Stadtentwicklung. Tim von Winning war bereits von 2002 bis 2005 Leiter des Sachgebiets Projektentwicklung und Projektsteuerung und steht seit 2015 als Bürgermeister dem Fachbereich Stadtentwicklung, Bau und Umwelt vor.



7. April

Der Bariton Konstantin Krimmel, 2015 Träger des Nachwuchsförderpreises der Stadt Ulm in der Sparte Musik, begeisterte uns mit einem Liederabend.

11. April

Dr. Martin Mäntele ermöglichte uns eine Führung durch die Sammlung Fried im Museum Ulm: Erstmals seit 1991 wurde die Sammlung mit 440 Gemälden, Grafiken und Plastiken von 260 Künstlern fast komplett präsentiert. Sie bot einen faszinierenden, vielfältigen Blick auf die Kunst vor allem der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und auf die Kunstdiskussionen in der Stadt.



24. April

Mit einer Begrüßung durch Kulturbürgermeisterin Iris Mann wurde die 5. Literaturwoche Ulm in unseren Gesellschaftsräumen eröffnet. Moderiert von Dr. Dagmar Engels, stellte Mohamed Amjahid, Sohn marokkanischer Eltern und Journalist bei der „Zeit“, sein Buch „Unter Weißen“ vor. Er thematisiert darin aus persönlichem Erleben heraus die Frage, wie jemand Deutschland erlebt, der dazugehört, aber für viele anders aussieht. Für die Lichtprojektion sorgte Andreas Hauslaib.

26. April

Im Rahmen der Literaturwoche las Anna Kim aus ihrem hochgelobten neuen Roman „Die große Heimkehr“, der sich vor dem Hintergrund der koreanischen Zeitgeschichte mit Freundschaft, Loyalität und Verrat sowie mit dem unmöglichen Leben in einer Diktatur befasst. Durch den Abend führte Lena Grundhuber, musikalisch begleitet von Ivan Antonic auf dem Akkordeon.

9. Mai

In die Welt der Ulmer Brunnen entführte uns der Vortrag von Wolf-Henning Petershagen unter dem Titel „Ulms lebendige Wasser – Die reichsstädtischen Röhrenkästen“. Er wies uns dabei auf kunsthistorische und technische Aspekte der bereits in der Reichsstadtzeit herausragenden Wasserversorgung der Stadt hin.

19. Mai

Ein Kammermusikensemble aus Mitgliedern des Philharmonischen Orchesters Ulm stellte uns „Nachtgedanken“ vor. Zu hören waren Vertonungen zu Gedichten von Nikolaus Lenau, Paul Verlaine, Charles Baudelaire und weiteren. Es musizierten Angela Braun (Sopran), Christina Beindorf (Oboe), Alwina Meissner (Klavier) und Maria Braun (Viola).

8. Juni

Ein Alphorn in den Räumen der Museumsgesellschaft, gespielt von einem russischen Musiker! Mit Arkadij Shilkloper stellte sich einer der weltbesten Hornisten bei uns vor und verblüffte mit seinem ausziehbaren Alphorn. Im Duo mit dem moldawischen Pianisten Mikhail Alperin verzauberte er die Besucher mit einer Mischung aus Jazz, Klassik und russisch-moldawischer Folklore.

20. Juni

Die Gesellschaft besuchte das Atelier von Konrad Geyer, der uns Bilder und Grafiken präsentierte und in die Techniken einführte. Zugleich bot sich auch die Gelegenheit, das Gebäude kennenzulernen, das von Christian Guther als Atelier für Glaskunst gebaut worden war.

25. Juni

Unser Kulturhistorischer Tag führte uns diesmal ins Gestüt Marbach und zur Gedenkstätte Grafeneck. Nach einer Führung durch die Gedenkstätte besuchten wir die Ausstellung von Norman Seibold. Für den wunderbaren Ausflug, die gelungene Auswahl und die Organisation danken wir Susanne Pierburg.

11. Juli

In der Oberen Stube fand die Mitgliederversammlung der Museumsgesellschaft Ulm statt, in der folgende Vorstandspositionen bestätigt wurden: Vorstand (Klaus Rinkel), Hauswart (Oliver Schmidt), Kulturelle Veranstaltungen (Dr. Raimund Kast), Vermietungen (Götz Maier).

Nikolaus von Puttkamer kandidiert nicht mehr als Kellerwart und das Amt der Schriftführerin wurde bereits in der letzten Mitgliederversammlung mit Susanne Pierburg neu besetzt. Das Amt des Kellerwarts und der Bereich Veranstaltungsorganisation werden zusammengelegt. Mit dem neuen Amt wird Patrick Förster betraut, der ebenfalls bereits in der letzten Mitgliederversammlung gewählt wurde.

Der Gesellschaftsabend war Johann Martin Miller (1750–1814) gewidmet, einem der Gründer unserer Gesellschaft, Ulmer Dekan, Aufklärer und Bestseller-Autor. Michael Watzka stellte uns die Persönlichkeit Millers sowie dessen Handexemplar seines Gedichtbandes aus dem Jahr 1783 vor, eine wertvolle Rarität mit handschriftlichen Korrekturen von Miller. Der Band war von der Gesellschaft erworben und als Dauerleihgabe der Stadtbibliothek übergeben worden. Für die musikalische Begleitung sorgte Thomas Müller, der sich in seinen Gesangsdarbietungen ebenfalls mit Miller befasste.

16. September

An der Kulturnacht Ulm beteiligte sich die Gesellschaft mit „Stummfilm und Livemusik“: Gitarrist Ebbo Göler und sein Quartett „ebbo's cinematic serenaders“ improvisierten Jazzmusik zu Stummfilmen unter anderem von Buster Keaton.



19. September

Die Kuratorin der Ausstellung „Vieltimmigkeit – Das Reformationsjahrhundert in Ulm 1517 bis 1617“, Dr. Marie-Kristin Hauke, hielt einen Vortrag über die Ereignisse der Reformationszeit in Ulm und die Diskussionen um die Neuordnung des Kirchenwesens in der Reichsstadt. Wir wurden in dem hochinformativen Vortrag auch auf die Erkundung der Ausstellung eingestimmt, die mit 46 Stelen an sieben Standorten in der Stadt zu sehen war.



17. Oktober

Gemeinsam mit der Goethegesellschaft hörten wir den Vortrag von einem der tiefsten Goethekenner, Dr. Manfred Osten, unter dem Titel „Gedenke zu leben! Wage es, glücklich zu sein“ über Goethes Strategien und Wege zum Glück – gerade auch in verzweifelten Zeiten. Wer glücklich sein will, muss sich das erarbeiten, muss an sich arbeiten. Goethe nannte dies das „Übungsglück“ der Mäßigung. Für die Vorbereitung der Veranstaltung danken wir Herrn Ernst Joachim Bauer.

27. Oktober

Das schwäbisch-amerikanische Sirius String Quartet um den Ravensburger Violinisten Gregor Hübner begeisterte uns mit Bearbeitungen von Henry Purcell, zeitgenössischen Eigenkompositionen von Ensemblemitgliedern und einem Werk des Ulmer Komponisten Günter Buhles.

14. November

Prof. Dr. Dr. Daniel Braun (Neuroinformatik) und Prof. Dr. Matthias Wunsch (Philosophie) von der Universität widmeten sich vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Fachperspektive in einem Doppelvortrag dem Thema „Intelligenzkonzepte“. Der Intelligenzbegriff gilt als ein zentraler Begriff, sowohl in Bezug auf unser menschliches Denk- und Handlungspotential, als auch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften im Zusammenhang mit intelligenten Systemen.

25. November

Die Herren der Museumsgesellschaft trafen sich zur 228. Andreasgastung. Gastredner Dekan Ernst-Wilhelm Gohl sprach über „Martin Luther und der Wein“.

13. Dezember

Den adventlichen Ausklang eines vielfältigen, schönen Museumsjahrs gestalteten Christel Mayr (Gesang, Akkordeon) und Benjamin Künzel (Klavier) humorvoll und gekonnt mit Liedern und Chansons.

KULTUR- HISTORISCHER TAG 2017

Susanne Pierburg

200 Jahre Araberzucht im Haupt- und Landgestüt Marbach und Besuch der Gedenkstätte Schloss Grafeneck

Unser kulturhistorischer Tag war zweigeteilt. Zuerst besichtigten wir das Haupt- und Landgestüt Marbach und das Gestütsmuseum, am Nachmittag stand die Gedenkstätte Schloss Grafeneck auf dem Programm.

65 Teilnehmer erlebten einen spannenden Vormittag im Gestüt, der mit einem Sektempfang am historischen Gestütsbrunnen begann. „Gott hat den Menschen aus Erde gemacht, das Pferd aber schuf er aus Wind“. In zwei Gruppen erlebten wir dieses arabische Sprichwort und die dortigen Pferde bei Führungen hautnah. Warmbluthengste, Schwarzwälder Fuchse, Altwürttemberger, Kaltbluthengste und edle Vollblutaraber haben ihre Heimat im ältesten staatlichen Gestüt Deutschlands. Derzeit leben 550 Pferde im Gestüt. Rund 600 Reit- und Fahrlehrer besuchen jedes Jahr die Landesreit- und Fahrschule mit Kursen vom Anfänger bis zum Trainer. Die Attraktionen des Gestüts sind die Auktionen der jungen Reitpferde, die zentrale Hengstvorstellung im März, die Marbach Classics, der Tag des Dressurpferdes und die große Hengstparade im Herbst. Rund 500.000 Besucher zählt das Gestüt pro Jahr.

Die historischen Gestütshöfe in Marbach, Offenhausen und St. Johann im UNESCO Biosphärenreservat Schwäbische Alb bilden die Grundlage für den Gestütsbetrieb, dessen Serviceleistungen und Veranstaltungen. Es ist das älteste deutsche Staatsgestüt und der größte deutsche Ausbildungsbetrieb für Pferdewirte. Das Kompetenzzentrum Pferd ist die zentrale Anlaufstelle zu allen Fragen von Zucht, Haltung und Ausbildung von Pferd und Reiter. Eine Kooperation besteht mit der Universität Hohenheim. Daneben ist das Haupt- und Landgestüt ein wichtiger touristischer Anlaufpunkt.

Im Rahmen der Führungen durch das Gestüt besuchten wir die Ställe mit den Zuchthengsten und die Weiden mit den Zuchtstuten und ihren Fohlen. Höhepunkt war die „Silberne Herde“ der 20 Vollblutaraberstuten. Das Gestüt feierte im Mai 2017 ein königliches Jubiläum – 200 Jahre Vollblutaraberzucht in Marbach. Diese war von König Wilhelm I. von Württemberg gegründet worden. Sein Lieblingshengst und Reitpferd „Bajractor“ ist einer der Stammväter der heutigen Araberzucht.



Mittags ging es zum Essen und gemütlichen Beisammensein nach Offenhausen. Frisch gestärkt besuchten wir das dortige Gestütsmuseum. Es ist in der Kirche des ehemaligen Dominikanerinnenklosters „Maria Gnadenzell“ eingerichtet. Das Kloster diente der Versorgung unverheirateter, adliger Damen. Schwerpunkt des Museums ist die wechselvolle Geschichte des Gestüts und die Prunksammlung von Kutschen und Pferdegeschirren.



Eine Führung brachte uns die Geschichte von Marbach näher: Das Gestüt besteht seit 1514 (erste urkundliche Erwähnung) durch Herzog Ulrich von Württemberg und ist mit dem Hause Württemberg bis heute eng verbunden. Ziel war Hengste für den Hof, Adlige und Großgrundbesitzer zu züchten. Stark beeinflusst wurden die Zuchtziele durch die Geschichte des Landes und die vielen Kriege, die die Existenz des Gestüts immer wieder gefährdeten. Der 30-jährige Krieg brachte die völlige Zerstörung der Gebäude und Plünderungen und den Tod vieler Pferde. Mit der Zucht wurde erst 1685 wieder begonnen. Im 18. Jahrhundert lässt Herzog Carl Eugen von Württemberg die Pferdezucht neu ausrichten. Zur Zeit Napoleons I. treten Pferde für den Krieg in den Vordergrund. Auch Württemberg muss für die napoleonischen Feldzüge Pferde abgeben. Nach dem verheerenden Russlandfeldzug gingen dem Land Württemberg rund 40.000 Pferde verloren. Eine goldene Zeit für die Pferdezucht brach mit König Wilhelm I von Württemberg (1781–1864) an. Er gründete die weltberühmte Araberzucht. Hierzu wurden vor 200 Jahren Araber aus dem Orient ins Schwabenland importiert. Sein Lieblingshengst Bajractor, die Stute Murana I. und der Hengst Amurath sind die Stammeltern der heutigen Zucht. Das arabische Pferd zeichnet sich durch Schnelligkeit, Wendigkeit, Genügsamkeit, Ausdauer und Mut aus. Es ist schön und anmutig. Araber sind die „Ferraris“ unter den Pferden. Wer die Araber-Stuten über die Weide galoppieren sieht, spürt die Faszination dieser Pferderasse, der auch wir uns nicht entziehen konnten.



Der 1. und 2. Weltkrieg richteten in Marbach keine Zerstörungen an. Jedoch wurden viele Pferde für das Militär benötigt. Nach dem 2. Weltkrieg verdrängen Maschinen das Pferd. Infolge dessen wird das Zuchtziel immer mehr auf Freizeit und Sport fokussiert. Gefragt ist ein leichteres, vielseitiges Warmblut. Hierzu werden Araber, englische Vollblüter und auch Haflinger eingekreuzt. Neben der Pferdezucht werden Leistungsprüfungen für Pferde, die Ausbildung von Pferd und Reiter sowie der Wissenstransfer und Kooperationen, u. a. mit der Universität in Hohenheim, zu wichtigen Geschäftsfeldern. Es entsteht das Kompetenzzentrum Pferd. Die Gestütsanlagen werden immer mehr für Besucher geöffnet. Heute ist das Gestüt ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für Baden-Württemberg und ein Hotspot für Pferdeliebhaber und Touristen.

Der 2. Teil des Ausflugs beschäftigte sich mit Schloss Grafeneck in Gomadingen und den Euthanasie-Verbrechen der Nationalsozialisten.

Das Schloss wurde von den Herzögen von Württemberg als Jagdschloss errichtet. Herzog Carl Eugen von Württemberg benutzte Grafeneck als Sommerresidenz und renovierte und erweiterte das Schloss 1762–1772 im barocken Stil. Nach Verlagerung der Sommerresidenz nach Ludwigsburg wurde das Schloss aufgegeben. Im 19. Jahrhundert wurden einzelne Bauten abgerissen, der Rest als Forstamt genutzt. 1928 erwarb die Samariterstiftung das Anwesen. Es wurde eine Einrichtung für Behinderte.

Bei einer Führung wurde der Ermordung der Euthanasieopfer gedacht. Die ersten Vergasungen fanden im Januar 1940 statt im Rahmen der Aktion T4 des Berliner Innenministeriums. In einer als Duschaum getarnten Gaskammer in einer Garage ließen die Lagerärzte Kohlenmonoxid einströmen. Die Leichen wurden in einem Krematorium verbrannt. In den „grauen Bussen“ wurden Behinderte vorwiegend aus Württemberg, aber auch aus Bayern, Hessen und Nordrhein-Westfalen nach Grafeneck gebracht um sie dort zu ermorden. Die Opfer kamen aus 48 Einrichtungen für Behinderte und psychisch Kranke. Insgesamt fanden 10.654 Opfer den Tod.



Am 13. Dezember 1940 endete das Morden in Grafeneck, das am 18. Januar 1940 begonnen hatte. 10.654 Frauen, Männer und Kinder fielen dem Verbrechen zum Opfer.



Im Dezember 1940 wurde die Tötungsanstalt geschlossen. Gründe waren die zunehmenden Proteste der Kirchen und Behinderteneinrichtungen sowie das Scheitern der Geheimhaltung der Morde. Nach der Schließung wurde das Personal in die Tötungsstation Hadamar verlegt. Dort gingen die Krankenmorde bis August 1941 weiter. In den Folgejahren diente das Schloss der Kinderlandverschickung. 1945 zog die französische Besatzungsmacht ein. 1947 erfolgte die Rückgabe an die Samariterstiftung, 1965 der Abriss der Garage. Heute ist das Anwesen wieder eine Einrichtung für Menschen mit Handicap.

Zum Abschluss besichtigten wir die Ausstellung des Künstlers Normann Seibold der SEINO Stiftung im Schloss. Unser Vorstandsmitglied Dr. Raimund Kast führte uns fachkundig durch die Ausstellung. Die SEINO Stiftung fördert künstlerisch talentierte Menschen mit psychischen Erkrankungen. Normann Seibold studierte in Pforzheim Gestaltung und in Nürtingen Kunsttherapie. Ab 1993 war er Student und dann Meisterschüler von Prof. Kaminski in Karlsruhe. Abschluss des Studiums mit einem Diplom. Seine Erkrankung fiel mit dem Ende des Kunststudiums zusammen. Heute lebt er in Grafeneck, wo auch ein Atelier für ihn eingerichtet wurde. Seine Bilder malt er mit bloßen Händen. Sie sind fast skulptural, gewaltig und farblich schön. „Dieser Künstler ist ein Naturereignis. Hier ringt ein Mensch mit inneren und mit äußeren Bildern, mit dem Material, aber vor allem: mit seiner eigenen Existenz.“ (Max. G. Bailly, Kunsttherapeut, Nürtingen).

Der krönende Abschluss war der Besuch des Lagerhauses an der Lauter in Dapfen. In fröhlicher Runde ließen wir bei Kaffee und Kuchen den Tag ausklingen.



LITERATUR- WOCHE DONAU 2017 – EIN RÜCK- BLICK

Florian L. Arnold

Schlange stehen für Literatur

Schlange stehen um Eintrittskarten – von Popkonzerten und Sportereignissen kennt man das. Bei Literatur ein eher ungewöhnlicher Anblick, den es zur Literaturwoche Donau 2017 allerdings mehrfach gab. Ob es nun der Lyrik-Abend im (leider nunmehr geschlossenen) „Café Jedermann“ war oder der feine Tanger-Literaturabend mit Florian Vetsch und Boris Kerenski in der Neu-Ulmer „Steinwerkstatt“ – der Andrang war groß, oftmals größer als die räumlichen Kapazitäten des Literaturfestivals. Zwei Wochen, vollgepackt mit Literatur in Ulm und Neu-Ulm, 15 Veranstaltungen an außergewöhnlichen Orten – und das Publikum nahm das üppige Angebot gerne an. „Autoren und Bücher entdecken, die nicht nur spannende Geschichten erzählen, sondern selbst spannend sind: Live wird Literatur zu einem Erlebnis, das weit über das Papier hinausgeht.“ Das hatten die Macher versprochen, und der Hunger der Leserinnen und Leser nach Geschichten und Texten abseits des Normativen erwies sich als groß.

Das nahm auch das von Martin Leibinger gestaltete Plakat der Literaturwoche mit einem Augenzwinkern auf: „Mahlzeit“ hieß es da, ein Buchstabenfresser war auf blauem Grund zu sehen, der sich die Buchstaben einverleibt – und auf einem anderen Plakat ein fröhliches „Prosit!“ ausruft.



Einmal mehr bewies sich die Literaturwoche Donau als erklärtes Forum der unabhängigen Verlagszene: kein Schaulaufen der Autoren-Stars, kein Massenereignis, sondern ein von Florian L. Arnold und Rasmus Schöll mit großem ehrenamtlichen Engagement kuratierter Veranstaltungsreigen an oft überraschenden Orten. Dazu gehörte gewiss auch der Münsterturm in Ulm, wo Michael Lichtwarck-Aschoff zusammen mit Verleger Hubert



Klöpfer die in Literatur gegossenen Höhenflüge schwäbischer Flugpioniere vorstellte. Eine Lesung als Erlebnis in 100 Metern Höhe. Die Besucher des Abends sollten noch lange schwärmen von dem Eindruck, den diese Veranstaltung machte. Die Neu-Ulmer „Steinwerkstatt“ platzte bei der Lesung aus dem Buch „Tanger Telegramm“ aus allen Nähten – mit 100 Gästen war maximal gerechnet worden, tatsächlich wurden es über 150, die eingelassen werden konnten – dann mussten die Tore geschlossen werden.

Der „Hunger“ auf ungewöhnliche Literatur kann mit einer „Mahlzeit“ befriedigt werden – doch von Genuss kann man erst sprechen, wenn diese Literatur sich jenseits marktgängiger Muster mit einer eigenen und reifen Sprache, mit einem relevanten Thema, aber auch durch eine aufmerksame verlegerische Begleitung entfalten kann. Diesen Freiraum bieten die Verlagskonzerne zunehmend weniger. Hingegen können inhabergeführte Verlage oftmals noch eben jene aufmerksame Begleitung anbieten, die ein Manuskript auf dem Weg zum fertigen Buch benötigt. Davon konnten alle anwesenden Verleger ein sehr persönliches Bild zeichnen. Adrian Kasnitz etwa, der als Lyriker einen prosperierenden Lyrikverlag („Parasitenpresse“) in die Welt setzte, aber als Autor selbst um den Wert guter verlegerischer Arbeit weiß. Oder auch Tina Walz, die als Gründerin des Hörbuchverlages „Der Diwan“ auf höchst einfallsreiche Weise solche Stars wie Otto Sander und Jürgen Tarrach dafür gewinnen konnte, Bücher für sie einzusprechen. Katja Kassing und ihr Mann haben mit dem „Cass Verlag“ schließlich eine Nische besetzt, die lange Zeit unterbelichtet blieb: Ihr Verlag hat sich auf japanische Literatur in hervorragenden Neuübersetzungen und bibliophiler Ausstattung spezialisiert. Das Interesse am Programm sei enorm, berichtete die Verlegerin in der Ulmer „Griesbadgalerie“ und verwies zugleich auf eine Kernkompetenz unabhängiger Verlage: „Wir haben alle Bereiche des Verlages gleichzeitig im Blick und wissen jederzeit, wo ein Projekt steht, was wir tun müssen, um es zu einem guten Abschluss zu bringen“, so Cassing.

Bekannte Autoren neben Debütanten, Literatur auf der ganzen Klaviatur vom Gedicht über Essay bis zu Erzählung und Roman, die Mischung aus Ernsthaftigkeit und Heiterem – so ließe sich das 14-tägige Literaturwochen-Programm zusammenfassen. An den beiden Abenden in der Museumsgesellschaft zeigte sich diese Mixtur. Journalist Mohamed Amjahid („ZEIT“) war zu Gast mit seinem provokanten Buch „Unter Weißen“, stellte sich in der Moderation von Dagmar Engels auch unbequemen Fragen zu seinem Buch, in dem er den versteckten alltäglichen Rassismus in Deutschland beleuchtet – durchaus polemisch, durchaus zugespitzt, denn ein Buch, das keine Diskussion lostrete, habe sein Ziel verfehlt, so der Journalist. Der zweite Abend mit der Autorin Anna Kim gab einen tiefen Einblick in die beiden Koreas. Kims Roman „Die große Heimkehr“ (Suhrkamp) beleuchtet in virtuoser Detailliertheit und reifer Sprache die Trennung Nord- und Südkoreas anhand einer Familie, deren Geschichte Kim durch nie zuvor gegebene Einblicke in das Denken und Empfinden dieses getrennten Volkes erzählt. Kim gab im Rahmen dieser Lesung durchaus auch einen sehr persönlichen Einblick in ihre Arbeit: Obgleich sie in Braunschweig und Wien aufwuchs, begleitet sie die Geschichte Koreas seit ihrem ersten Atemzug, sie habe im Zuge der Arbeit an diesem Roman das Land ihrer Eltern, ihrer Familie erst richtig kennen gelernt.

„Trudle durch die Welt, sie ist so schön“ – unter dieses Motto hatten die beiden Kuratoren das Programm des Literaturfestivals gestellt. Als „unverzichtbares kulturelles Angebot in der Doppelstadt an der Donau“ (Blog „Sätze & Schätze“) habe die Literaturwoche „das Bruttonationalglück in der kulturellen Doppelstadt an der Donau gesteigert“ (Südwest Presse). 2018 beginnt die sechste Literaturwoche am 20. April wiederum in den Räumen der Museumsgesellschaft, diesmal wahrlich international: Der Schweizer Bilgerverlag stellt seinen argentinischen Autor Hernan Ronsino vor, der vom in München lebenden spanischen Übersetzer Luis Ruby fulminant ins Deutsche übersetzt wird.

www.literatursalon.net



ULMS LEBENDIGE WASSER – DIE REICHS- STÄDTISCHEN RÖHREN- KÄSTEN

Wolf-Henning Petershagen

Auszüge aus dem Vortrag in der Museumsgesellschaft am 9. Mai 2017

Brunnen sind merkwürdigerweise ein Thema, das die Leute immer wieder fasziniert. Vielleicht sind auch gerade die Ulmer Brunnen so interessant, denn hier gibt es eine regelrechte Brunnenlandschaft – und zwar schon seit dem 15. Jahrhundert.

Welcher ist Ulms ältester Brunnen? Das ist schwer zu sagen. Von der Brunnenplastik her gesehen, die ihn so besonders macht, ist es der Fischkasten, den manche auch „Fischkastenbrunnen“ nennen. Das ist allerdings krottenfalsch, denn es ist doppelt gemoppelt: Der „Brunnen“ steckt bereits im „Kasten“. Denn die Fließwasserbrunnen, die ihr Wasser aus dem reichsstädtischen Leitungsnetz bezogen, wurden als „Röhrenkästen“

bezeichnet – im Gegensatz zu den Zieh- oder Galgenbrunnen. Und einer dieser städtischen Röhrenkästen – es war der auf dem Marktplatz – diente den Fischern dazu, ihre Ware darin frischzuhalten. Daher der Name „Fischkasten“.

Der Fischkasten heißt auch „Syrlinbrunnen“, weil er in der Werkstatt der Bildhauerfamilie Syrlin entstanden ist. Genauer gesagt, galt immer Jörg Syrlin der Ältere (1425–1491) als sein Schöpfer. Dazu passt, dass der Brunnen den Namenszug „jörg syrlin“ trägt und darüber ein Wappen mit Meisterzeichen und der Jahreszahl 1482.



Rohrnetzplan der Reichsstadt
Ulm (Grundlage: Vogelschau-
plan, um 1597)



Inzwischen hat sich die Vorstellung von der Urheberschaft jedoch stark differenziert. Heute geht man davon aus, dass die noch erhaltene Entwurfszeichnung für die Brunnenplastik in der Werkstatt des älteren Syrlin gezeichnet wurde – allerdings weder von ihm noch von seinem Sohn. Vermutlich stammen die Ritterfiguren und die Brunnensäule von Michel Erhart. Denn die Syrlin'sche Werkstatt war ein großes Unternehmen, das Subunternehmer beschäftigte, in diesem Fall Michel Erhart. Da aber Syrlin der Auftragnehmer war, hat er signiert.

Bei den Figuren handelt es sich um drei geharnischte, schildbewehrte Ritter, die etwas über einen Meter groß sind und in den Baldachin-Nischen einer gotischen Säule stehen. Zwei tragen den schwarz-weißen Ulmer Schild und einer das Wappen des Deutschen Reiches mit dem Doppeladler. Solche spätgotischen Brunnen-Ritter symbolisierten in mehreren süddeutschen und schweizerischen Städten das

Selbstbewusstsein und die Wehrhaftigkeit dieser Gemeinwesen. Sie dienten ihrer Selbstdarstellung. Der natürliche Ort einer solchen Repräsentation war das Rathaus, in dessen Nähe diese Marktbrunnen zu stehen pflegten.

Natürlich war ein solch filigranes Kunstwerk anfällig für den Zahn der Zeit. Immer wieder musste es instand gesetzt werden, so in den Jahren 1565, 1603 und 1670. Im 19. Jahrhundert war die Brunnensäule derart verwittert, dass sie völlig erneuert werden musste. Das besorgte der damalige Stadtbaumeister Ferdinand Thrän, der später als Münsterbaumeister wirkte. Sein Werk wurde in frischer Farbenpracht am 3. September 1840 dem Publikum übergeben.

1910 wurden die Figuren abmontiert und ins Museum gebracht. 1925/26 musste die Säule erneuert werden. Daran erinnert ein zweites Wappen mit der Jahreszahl 1926. Eine weitere Generalsanierung 1989 hat nicht so lange vorgehalten. Souvenirjäger, Fastnachtsnarren und Fußballfans im Siegestaumel setzten dem Kunstwerk kräftig zu. Und schon fünf Jahre später war die nächste Reparatur fällig.

Die Jahreszahl 1482 gibt uns einen Hinweis auf das Alter der Ulmer Wasserversorgung. Und zwar nicht einfach auf die Versorgung durch Brunnen, aus denen man das Grundwasser schöpfte, sondern auf eine technisch ausgeklügelte Versorgung über ein Wasserleitungs-System, das durch Brunnenwerke gespeist wurde. Dieses Wasser, das aus den städtischen Leitungen in die Häuser zahlungskräftiger Bürger und in die öffentlichen Röhrenkästen floss, wurde als „lebendiges Wasser“ bezeichnet.



Von diesen Röhrenkästen sind heute noch neun in Betrieb. Das sind neben dem Fischkasten auf dem Marktplatz der Peterskasten vor der Dreifaltigkeitskirche (Haus der Begegnung), der Christofsbrunnen auf dem Weinhof, der Erbkasten, der ziemlich unbemerkt vor dem Gänsturm steht, der Georgsbrunnen auf dem Schuhhausplätzle, der Löwenbrunnen auf dem Münsterplatz, der Hildegardbrunnen im Neuen Bau, der Neptunbrunnen auf dem Judenhof und als Sonderfall der kunstvolle Delphinbrunnen bei der Valentinskapelle.

Die Funktion der Röhrenkästen ging schon zur Reichsstadtzeit über die der schieren Wasser-Entnahmestelle hinaus. Sie waren Kommunikationszentren, waren nicht selten in die lokalen Bräuche eingebunden wie etwa beim traditionellen Umzug vor dem Fischerstechen. Bei der dabei geübten „Wasserkästenfreude“ sprangen die jungen Männer in die Brunnen, was wohl auf alte, nicht nur in Ulm übliche Fastnachtsbräuche zurückging.

Andere Bräuche arteten mitunter heftig aus. Der Peterskasten etwa war im 17. Jahrhundert Mittelpunkt des „Peterstanzes“ der Ulmer Jugend. Er hieß schon so, bevor die Petrus-Figur draufstand. Der Name bezog sich auf seinen ursprünglichen Standort bei der „Sant Peters Kirch“. Das war das zweite Haus in der Frauenstraße, gleich neben dem Salmannsweiler Hof. Möglicherweise hatte die Figur, die heute den Brunnen krönt, zuvor in dieser Peters-Kapelle gestanden, bis die nach der Reformation abgerissen wurde. Jedenfalls versammelten sich im 17. Jahrhundert jeweils am Peter- und Pauls-Tag (29. Juni) beim Peterskasten etwa ein Dutzend festlich gekleidete und mit Zweigen drapierte männliche Jugendliche zwischen 14 und 16 Jahren. Sie schmückten die Apostel-Statue mit Birkenreis, schlossen einen Kreis um den Brunnen und tanzten dann lautstark um ihn herum.

Aber dabei blieb es nicht. Die jungen Kerle bespritzten die Zuschauer mit Wasser und Schlamm und trieben es auch sonst ziemlich bunt. Sie brachten das Fass zum Überlaufen, als sie 1686 ein Bauernmädchen aus Gerlenhofen in den Brunnen warfen. Die Täter wurden bestraft und der St.-Peters-Tanz im Jahr darauf für immer verboten.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der Peterskasten in der Frauenstraße zum Verkehrsproblem. Im Jahr 1808 zog die Thurn und Taxis'sche Post in den Salmannsweiler Hof. Nun stand der Brunnen dem immer stärker werdenden Postkutschen-Verkehr im Wege. Er wurde daher im Jahr 1815 auf den Grünen Hof vor die Dreifaltigkeitskirche versetzt.

Die reichsstädtischen Röhrenkästen waren auch Renommierstücke. Schließlich waren sie sichtbarer Ausdruck eines hochentwickelten Gemeinwesens, das seit dem 15. Jahrhundert über ein beispielhaftes Wasserleitungsnetz verfügte. Gespeist wurde es von fünf Brunnenwerken – das waren Pumpstationen. Die ersten davon waren wohl um 1450 gebaut worden. Alle diese Brunnenwerke waren in die nördliche Stadtbefestigung integriert.

In unterirdischen Gewölben drehten sich riesige Wasserräder. Angetrieben wurden sie durch das Wasser des Stadtgrabens, das durch Kanäle auf die Schaufeln dieser Räder geleitet wurde. Die Räder wiederum bewegten die Pumpen, und die Pumpen beförderten das Grundwasser in Hochbehälter.

Die Hochbehälter standen in Brunnenstuben, die sich in den oberen Etagen benachbarter Gebäude befanden. Die hatten teilweise ein turmartiges Aussehen, oder es waren sogar Türme wie das Zundeltor, das später für einen solchen Hochbehälter genutzt wurde. Von den Hochbehältern aus wurde das Wasser in die verschiedenen Leitungsstränge des städtischen Rohrnetzes verteilt.

Die Hochbehälter waren mitunter kunstvoll gestaltet. Der vermutlich schönste ist der Delphinbrunnen. Mit seinen zahlreichen sich überkreuzenden Fontänen ist er der attraktivste Ulmer Brunnen, der sich aufgrund seiner ursprünglichen Funktion vollkommen von den anderen Röhrenkästen unterscheidet. Er stand im Turm des „Glockenbrunnenwerks“, das 1585 fertiggestellt wurde. Diese Jahreszahl findet sich auch auf der Inschrift um dem unteren Teil des Pokaldeckels: „1585 1678 IOSEPH CLAVS STAT KVPFERSMID“. Die zweite Zahl nennt das Jahr, in dem jener Joseph Claus den Brunnen renoviert hatte: 1678.



Warum war dieser Wasserverteiler so prunkvoll gestaltet, wo er doch im Inneren eines eher technischen Gebäudes stand? Der Grund ist, dass die Ulmer Brunnenwerke sehr oft von fremden Gästen besichtigt wurden. Sie waren also ein Prestigeobjekt, und das musste dementsprechend prächtig aussehen.

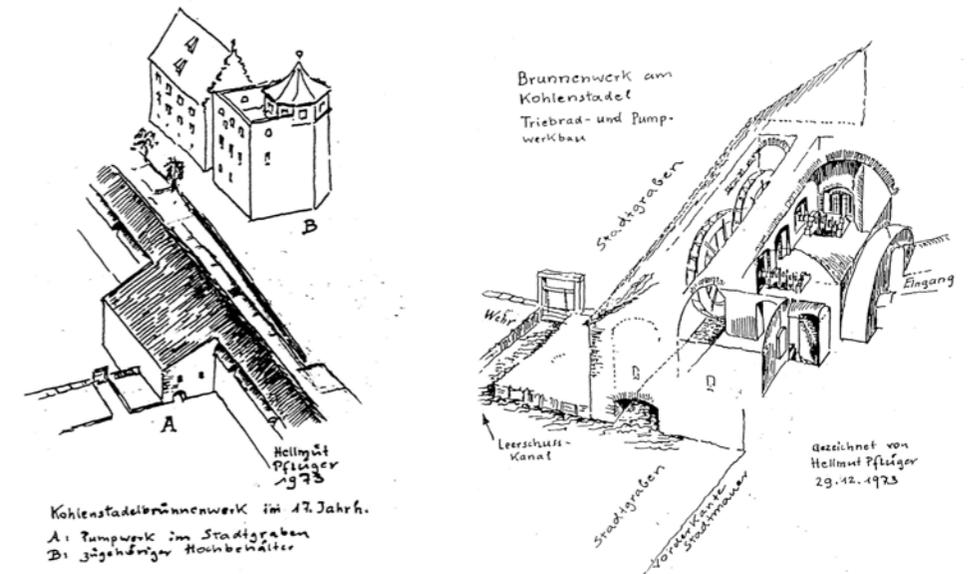
Bleibt noch die Frage: Wie viele Fontänen ergießen sich in den Trog? Die Angaben schwanken zwischen 69 und 53, aber wer genau nachzählt, kommt theoretisch auf 52 – theoretisch deshalb, weil meist ein paar der feinen Düsen verstopft sind.

Von den Brunnenwerken sind heute zwei wieder zugänglich. Das eine ist das unterirdische Glockenbrunnenwerk unter dem Gebäude Seelengraben 10, das man besichtigen kann, wenn einem die Sanierungstreuhand die Schlüssel gibt. Das andere ist das ehemalige Seelhausbrunnenwerk beim Zundeltor. Im März 1999 wurde es von den SWU als Brunnenmuseum eingerichtet.

Natürlich hat die Reichsstadt den ganzen technischen Aufwand nicht nur betrieben, um damit zwei Dutzend öffentlicher Fließwasserbrunnen zu speisen. Vielmehr bediente das reichsstädtische Leitungsnetz im Jahr 1761 insgesamt 237 Anschlüsse, davon 149 private. Es gab somit neben den öffentlichen auch zahlreiche private Röhrenkästen.

S. 18: Wassermuseum im Seelhausbrunnenwerk von 1637/38

S. 19: Kohlenstadelbrunnenwerk im 17. Jh. (links), Trieb- und Pumpwerk des Kohlenstadelbrunnenwerks (rechts)



Der Bezug von Leitungswasser kostete Geld und war somit nicht für jedermann erschwinglich. Doch selbst wenn ein Bürger das nötige Kleingeld hatte, bedeutete dies keineswegs, dass er damit sofort einen Netzanschluss erwerben konnte. Aber er konnte sich aus den öffentlichen Röhrenkästen bedienen, die in ausreichender Zahl zur Verfügung standen.

Ulms ältester Geschichtsschreiber Felix Fabri berichtet in seiner 1488/89 verfassten Stadtbeschreibung von 23 Fließwasserbrunnen. Spätere Chroniken und Stadtbeschreibungen sprechen mal von 26, mal von 31 und eine sogar von 33 Röhrenkästen. Zählt man alle in den Archivalien erwähnten Öffentlichen Kästen zusammen, kommt man auf 35. Die unterschiedlichen Angaben können daher rühren, dass nicht immer ganz klar war, welche Brunnen als öffentlich zu betrachten waren und welche nicht.

Jedenfalls war die Dichte der Wasserkästen hoch, und als eines der heute vergessenen Wahrzeichen der Stadt Ulm galt, dass man bei der „Bürgerstube“ oder „Oberen Stube“ an der Ecke Kramgasse/ heutige Neue Straße vier Röhrenkästen sehen konnte. Das waren der Peterskasten, der damals noch in der Frauenstraße stand, der Georgsbrunnen beim Schuhhaus, der Fischkasten auf dem Marktplatz und der Kasten auf dem Schefflenmarkt am südöstlichsten Teil des Münsterplatzes. Der ist längst verschwunden, aber seine Reste sind bei den archäologischen Ausgrabungen wieder aufgetaucht. Wie die Leitungen der fünf Brunnenwerke verliefen und welche Röhrenkästen sie speisten, ist dem Übersichtsplan auf Seite 15 zu entnehmen.

Neben diesen Fließwasserbrunnen gab es in Ulms Straßen und Gassen noch über 40 Schöpfbrunnen. Die sind längst alle verschwunden. Die meisten der heute noch erhaltenen neun Röhrenkästen stehen allerdings nicht mehr an ihrem ursprünglichen Ort – außer dem Fischkasten, dem Georgsbrunnen und dem Neptunbrunnen auf dem Judenhof und dem Hildegardbrunnen im Hof des Neuen Baus.

Außerdem hat sich in den meisten Fällen der Name der Brunnen verändert. Das hängt damit zusammen, dass viele Brunnen ihre Merkmale, nach denen sie heute benannt sind, erst mit der Zeit erhalten haben. Auch hierin dürfte der Fischkasten eine Ausnahme sein. „Brunnen auf dem Fischmarkt“, so nannte ihn Fabri, und deswegen wird er schon sehr früh „Fischkasten“ geheißen haben – so, wie der St.-Peterskasten. Der hieß schon so, bevor die Petrusfigur draufstand, denn er war nach seinem Standort benannt worden, und der befand sich bei der St.-Peters-Kapelle. Entsprechend hieß der Georgsbrunnen auch „Schuhhauskasten“, weil das benachbarte Haus das Schuhhaus war. Die Figuren scheinen sich erst sehr spät auf die Benennung der Brunnen ausgewirkt zu haben. So heißt der Christofsbrunnen auf dem Weinhof noch in einer Stadtbeschreibung von 1825 „Kasten am Weinhof“.

Die meisten reichsstädtischen Röhrenkästen existierten also bereits, als Fabri sie 1488/89 beschrieb. Sie können allerdings nicht älter sein als die reichsstädtische Trinkwasserversorgung. Und deren Anfänge reichen nach derzeitigem Wissensstand in die Anfänge des 15. Jahrhunderts zurück.

Zunächst waren die Röhrenkästen noch aus Holz. Der erste, der 1482 aufwendig verziert wurde, dürfte der Fischkasten gewesen sein. Die anderen Wasserkästen erhielten ihren Zierat erst runde hundert Jahre später, von 1580 an. Zum Teil sind dafür, so wird vermutet, Heiligenfiguren „recycelt“ worden, die nach der Reformation 1530 nicht mehr benötigt wurden. Jedenfalls schuf der Steinmetz Claus Bauhofer damals eine Reihe von Brunnensäulen, die jenen Figuren einen würdigen Standort bieten sollten.

Später wurden die hölzernen Kästen nach und nach durch steinerne ersetzt, die dauerhafter waren. Doch auch die hielten nicht ewig und wurden teilweise gegen Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts durch gusseiserne ausgetauscht wie der Neptunkasten, wie die Jahreszahl 1803 verrät.

Im Jahr 1873 erhielt Ulm seine moderne Trinkwasserversorgung. Die schloss alsbald eine jede Wohnung ins Leitungsnetz mit ein. Und damit hatten die öffentlichen Brunnen als Wasserentnahmestellen ausgedient. Ein Teil von ihnen verschwand.

Aber etwa drei Jahrzehnte später, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wurden die alten Brunnen plötzlich neu entdeckt. Sie wurden renoviert. Ihr originaler Figurenschmuck wanderte nach und nach ins Museum und wurde durch Kopien ersetzt, an denen die Ulmer seither wieder ihre Freude haben.

DIE SPÄTEN KORREKTUREN EINES ULMERS

Michael Watzka



Ein Zufallsfund in einem Berliner Antiquariat wirft neues Licht auf ein Ulmer „One-Hit-Wonder“: den Hainbund-Dichter Johann Martin Miller (1750–1814). Er war eines der ersten Mitglieder der heutigen Museumsgesellschaft.

Vortrag in der Museumsgesellschaft am 11. Juli 2017

Der 1750 in Ulm geborene Dichter Johann Martin Miller war, das kann man so sagen, einer von wenigen Schwaben, deren Namen man auch andernorts im deutschen Sprachraum kannte – zumindest für einige wenige Jahrzehnte im 18. Jahrhundert. Aufgewachsen im Leipheimer Pfarrhaus, war er 1770 als Student nach Göttingen gegangen, wo er im Kreis einiger Gleichgesinnter hunderte von empfindsamen Gedichten verfasst hat, die ihn eine Zeit lang unter dem Prädikat „Nonnenlieddichter“ recht bekannt werden ließen. Jahrzehnte später sollten diese Verse den alternden Goethe dazu veranlassen, in seinem Buch „Dichtung und Wahrheit“ mit Blick auf Miller über den „frauenzimmerlichen“ Stil jener Jahre zu urteilen – wobei allerdings auch Goethe selbst als junger Dichter von diesem Stil nicht unmaßgeblich geprägt wurde.

Und während sich Spuren von Millers literarischem Schaffen bis in die Werke von Friedrich Schiller, Eduard Mörike und Friedrich Rückert nachvollziehen lassen, nahm seine Karriere zu Lebzeiten ein vergleichsweise frühes Ende. Denn bereits in einer 1783 erschienenen Ausgabe seiner gesammelten Gedichte spekuliert der fromme Ulmer: „Sollt' ich je wieder dichten, dann wärens hauptsächlich geistliche Lieder und Lieder für den Landmann.“ Eine hypothetische Aussage: Der erst 33-Jährige, später lange Jahre Prediger am Münster seiner Heimatstadt, schrieb zu diesem Zeitpunkt schon länger keine Gedichte mehr – bzw. nur zu konkreten Anlässen, etwa der Hochzeit seiner Schwester. Isoliert in der schwäbischen Provinz, in die er nach dem Ende seines Studiums eher unfreiwillig zurückgekehrt war und wo er 1814 im Alter von 63 Jahren starb, schwelgte er stattdessen immer wieder in der „Rückerinnerung“ an Göttingen und die dort verlebten „glücklichen“ Jahre unter seinen Freunden.



In Ulm dagegen, an der „Donau welkendem Gestade“, wurde er zeitlebens nicht mehr sonderlich glücklich, wie er nach dem Tod seines jungen Freundes Ludwig Christoph Heinrich Hölty per Briefgedicht bekennt: „Von Herbstgewölken eingehüllt, / Irr' ich, und jeden Schritt auf dem verlassnen Pfade / Begegnet mir des Todes Bild.“

Dass die Göttinger Studienjahre so tiefen Eindruck bei dem einst empfindsamen, später allem Anschein nach recht mürrischen und launischen Zeitgenossen hinter-

lassen haben, überrascht nicht. Als junger Mann war Miller Mitglied eines legendären Dichterkollektivs gewesen, des damals überall bekannten Göttinger Hainbunds. Gemeinsam mit einer Handvoll junger Männer verfertigte er in langen Mondnächten vor den Toren der Stadt empfindsame und oft recht tränenreiche Lieder – und ging damit in die Literaturgeschichte ein. Eines der Gedichte aus jener Zeit, Millers „Zufriedenheit“, diente unter anderem zwei so namhaften Komponisten wie Wolfgang Amadeus Mozart und Ludwig van Beethoven als Textvorlage; eine weitere Vertonung vom Beethoven-Lehrer Christian Gottlob Neefe ließ sich bis vor wenigen Jahrzehnten noch in nahezu jeder größeren Liedersammlung finden. Und auch Carl Philipp Emanuel Bach, Sohn des berühmten Johann Sebastian und als Tonsetzer seinerzeit weitaus populärer als sein Vater, machte aus mehreren Miller-Texten Musik.

Und noch ein anderes Werk trug zu Millers Bekanntheit bei: sein zur Zeit der Rückkehr nach Ulm entstandener Klosterroman „Siegwart“. Der zunächst in zwei Bänden erschienene Roman war nicht nur eines der erfolgreichsten Bücher jener Zeit, es wurde auch im großen Stil nachgedruckt und löste, ähnlich wie Goethes zwei Jahre zuvor erschienener Bestseller „Die Leiden des jungen Werther“, ein wahres Lesefieber unter jungen Lesern aus. Einer von ihnen, der Aufklärer und Schriftsteller Karl Philipp Moritz, lässt in einem Roman gleichen Namens sein Alter Ego Anton Reiser den „Siegwart“ mit einem Eifer verschlingen, wie man ihn in jüngerer Vergangenheit wohl nur mit der Lesewut von Harry-Potter-Fans vergleichen könnte.

Doch auch für Moritz' Geschmack wird im Miller'schen Text am Ende wohl einmal zu oft geschwelgt und nach dem Mond geschaut. So zumindest muss man es verstehen, wenn Moritz schreibt, dass sich sein Protagonist letztlich „bei der entsetzlichsten Langeweile“ regelrecht zwingen muss, „in der einmal angefangenen Rührung“ bis zum Ende zu lesen. Millers literarisches Personal drückt, ebenso oft wie der Lyriker Miller in seinen Gedichten selbst, vor Rührung gerne kräftig auf die Tränendrüse. Was den Text aus heutiger Sicht schwer lesbar macht, dürfte aber zur Entstehungszeit nicht unwesentlich zum Erfolg des Textes beigetragen haben. Alles in allem blieb Miller jedoch ein literarisches „One-Hit-Wonder“. Nachdem er 1775, nach nur drei Jahren im Norden, in seine Heimatstadt zurückgekehrt war, konnte er mit dem „Siegwart“ nur noch einmal an seine frühen Erfolge als Lyriker anknüpfen. Der Ausspruch „Sollt' ich je

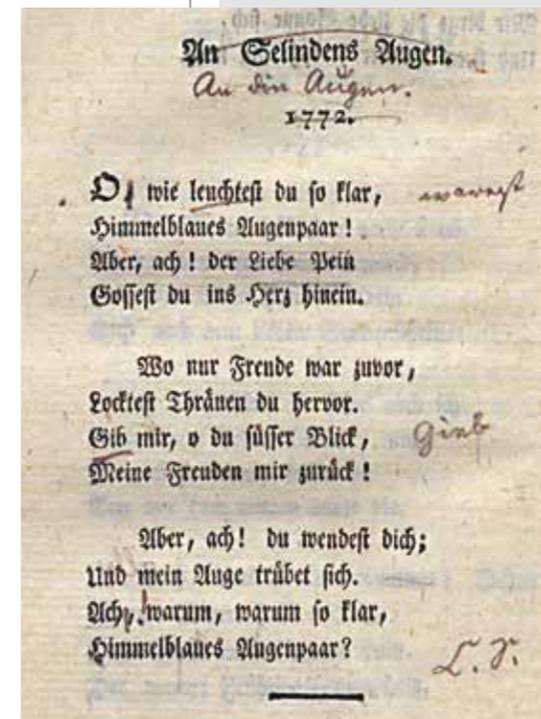
wieder dichten ...“, den er 1783 im Zuge der Veröffentlichung seiner gesammelten Gedichte verwendet, ist also tatsächlich rein hypothetisch zu verstehen: Im Alter von gerade einmal 33 Jahren ist er sowohl als Prosaschriftsteller als auch als Dichter quasi bereits verstummt. Die Gedichtsammlung, die er knapp acht Jahre nach seinem Weggang aus Göttingen noch zusammenstellt, kann man als so etwas wie einen Schlusstrich unter seinem „ersten“ Leben als Dichter verstehen. Sein zweites Leben verbrachte er als Prediger, Dekan und exzessiver Zeitungsleser fernab von den intellektuellen Zentren und Köpfen jener Zeit.

Erst 1818, ganze vier Jahre nach seinem Tod, schreibt ein Freund, der Buchhändler Köhler aus Ulm, eine mehrseitige Biographie Millers, die in einer damals deutschlandweit verbreiteten Zeitschrift erscheint. Darin behauptet er, im Besitz eines Exemplars der mehr als drei Dekaden zuvor erschienenen Gedichtsammlung zu sein, „in welche[r] der sel[fige] Miller mit Bleistift sehr viele, freilich oft kaum leserliche Änderungen eingeschrieben“ habe. „Er schien es also“, mutmaßt Köhler weiter, „auf eine zweite Auflage anzutragen, wozu es aber bei der Kälte und Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen die Werke seiner besten Köpfe gewiss nie kommen wird.“ Bereits hier klingt an, was auf den ersten Blick wie ein Paradox wirkt, wenn man sich mit dem Werk, der Biographie und der Rezeption Millers näher beschäftigt: Zu Lebzeiten bekannt und bewundert, haben die „Genies“ der nachfolgenden Jahrzehnte Millers Werk – nicht ganz zu Unrecht – in den Schatten gestellt und damit aus dem Ulmer gerade mal eine Randnotiz der Literaturgeschichte gemacht.

Zu einer „zweiten Auflage“ jener Gedichtsammlung kam es deshalb auch tatsächlich erst mit knapp 200-jähriger Verspätung. Im Jahr 2014 nämlich, dem 200. Todesjahr Millers, erschienen im Berliner Elfenbein Verlag

erstmalig seit 1783 wieder die gesammelten Gedichte als gedruckte Neuauflage. Der Autor dieses Beitrags, selbst in der Nähe von Ulm aufgewachsen, war während seines Studiums in Berlin erstmals auf den Ulmer Dichter gestoßen. Über mehrere Umwege und die Tatsache, dass Millers Werke in Buchform quasi nicht mehr erhältlich waren, entstand der Plan, rechtzeitig zum 200. Todesjahr eine Neuauflage wenigstens der Gedichte zu organisieren, die auch wieder im Buchhandel verfügbar sein würde.

Während diese Ausgabe schließlich im Herbst 2014 erschienen ist, blieb das von Köhler erwähnte Handexemplar Millers, trotz aufwendiger Recherche, immer noch verschollen – zumindest bis vor kurzem, als es in einem Berliner Antiquariat wieder aufgetaucht zu sein schien. Nach eingehender Prüfung stand bald fest: Hier musste es sich tatsächlich um ein Buch aus Millers eigenem Besitz handeln. Voriges Jahr konnte das Exemplar dann von der Museums-gesellschaft Ulm erworben werden, deren frühes Mitglied Miller (damals hieß sie noch Lesegesellschaft) kurz nach der Gründung war.



Dafür, dass es sich bei dem Fund tatsächlich um ein sogenanntes „Handexemplar“, also ein vom Autor selbst benutztes Exemplar handelt, gab es zwei Indizien: einerseits den Vergleich der darin enthaltenen Handschrift mit der Millers aus seinen Briefen, andererseits die Art der zahlreichen Änderungen, die er bis ins hohe Alter eingetragen haben könnte: Neben der einfachen Korrektur von Druckfehlern sind es zu einem Großteil Verbesserungen, die Miller an seinen Jugendwerken vorgenommen hat. Oft tauschte er zwar nur einzelne Wörter oder Verse gegen andere, neue aus, stellenweise aber strich er ganze Gedichtstrophen oder ersetzte sie gar durch neue.

In vielen Fällen sind es dagegen die Überschriften einzelner Texte oder die darunter gesetzten Jahreszahlen, die Miller veränderte oder gleich ganz wegließ. Es scheint also, als wollte er vielfach nicht nur Hinweise auf die genauen Entstehungsumstände vieler seiner Texte verschwinden lassen, sondern auch solche auf literarische Einflüsse oder mögliche „Inspirationsquellen“. Denn Miller, der von seinen Göttinger Dichterefreunden den Spitznamen „Minnehold“ verpasst bekam, war in seiner Jugend auch für seine Liebeslieder bekannt, die stark von der schwäbischen Minnelyrik des Mittelalters beeinflusst waren. Genau solche Hinweise aber wie die auf die Minnelyrik strich Miller an vielen Stellen anscheinend in den Jahren seit der Veröffentlichung.

Alles in allem ist in dem neu aufgetauchten Exemplar mehr als ein Drittel der insgesamt 145 von Miller gesammelten Gedichte von solchen Korrekturen betroffen. Es scheint also tatsächlich so, als habe es der Dichter im Alter, wie sein Freund Köhler mutmaßt, noch einmal „auf eine zweite Auflage“ angelegt. Das überrascht, schien es doch bisher so, als hätte Miller schon im relativ jungen Alter mit seiner Karriere als Schriftsteller abgeschlossen. Wer sich selbst einen Eindruck vom Umfang der Änderungen verschaffen möchte, kann dies von nun an in der Ulmer Stadtbibliothek tun. Dort nämlich wird das Exemplar als Dauerleihgabe der Museumsgesellschaft seit dem Ankauf aufbewahrt. Zudem soll es, der Einfachheit halber, zeitnah einen schmalen Ergänzungsband zu der 2014 erschienenen „zweiten Auflage“ der Gedichte geben, der die vielen kleinen Änderungen Millers nachvollzieht und in den Vergleich mit der Druckversion seiner Gedichte stellt – zwar mit knapp 200-jähriger Verspätung, aber besser als nie.

Literatur

Johann Martin Miller: Liederton und Triller. Sämtliche Gedichte. Herausgegeben, mit einem Nachwort versehen und kommentiert von Michael Watzka. Elfenbein Verlag, Berlin 2014, 22,- Euro, 256 S., ISBN 978-3-941184-30-5

FACETTEN DER VIEL- STIMMIGKEIT DER REFORMATION IN ULM

Marie-Kristin Hauke

Vortrag in der Museumsgesellschaft am 19. September 2017

Jeder von Ihnen hat schon einmal etwas über die Einführung der Reformation in Ulm gehört. Im November 1530 war die stimmberechtigte Bürgerschaft vom Rat dazu aufgerufen worden, ihr Votum zur Annahme oder Ablehnung des antireformatorischen Augsburger Reichstagsabschieds abzugeben. Wer den Abschied ablehnte, sprach sich gleichzeitig für die neue evangelische Lehre aus. Nun, die Ulmer Bürgerschaft stimmte mit überwältigender Mehrheit – fast 87 Prozent – gegen den Abschied. 1531 wurden die reformatorischen Neuerungen durchgeführt, die Messe abgeschafft, das Münster ausgeräumt, die geistlichen Orden vertrieben und eine neue Kirchenordnung eingeführt. Und dann war Ulm eine lutherische Stadt. Oder etwa doch nicht? Wenn Ulmer Geschichte doch so einfach wäre. Ist sie aber nicht.

Wenn wir von der Reformation in Ulm reden, dann reden wir von einem Prozess, einem sehr dynamischen und langwierigen Prozess noch dazu. Wir gedenken zwar in diesem Jahr des Thesenanschlags Martin Luthers von 1517, doch der „Lutherus triumphans“ begegnet uns in Ulm erst hundert Jahre später zum Reformationsjubiläum 1617. Vor allem in den Jahren 1531–1548 herrschte in der Stadt eine außerordentliche „Vielstimmigkeit“ der reformatorischen Strömungen, die vom Rat als „Summepiscopus“, als religionspolitischer Obrigkeit, länger als in anderen Städten toleriert und moderiert wurde. In der älteren Forschungsliteratur wurde dies stets als Manko und schwerwiegendes Defizit der Ulmer Reformationsgeschichte betrachtet.



Bernhard Besserer (1471–1542)

Es schien so, als ob die Verdrängung anderer reformatorischer Einflüsse und die Durchsetzung des Luthertums die Krönung des Reformationsprozesses bedeuteten. Noch 1981 lesen wir von „einem unglücklichen innerprotestantischen Glaubenszwiespalt“ und von „mangelnder Konsequenz der politischen Führung“.

Heute wird dieser Phase der Vielstimmigkeit mehr und vor allem positives Interesse entgegengebracht. Zu Recht, meine ich. Denn die etwa 100 Bände der Ulmer Reformationsakten zeigen die große Bandbreite reformatorischen Denkens und Suchens in der Stadtgesellschaft. Sie bieten einen spannenden Einblick in den dynamischen Prozess der Reformationsgeschehnisse – religiös wie politisch – und mehr Material als wir überhaupt in unserer Ausstellung „Vielstimmigkeit – Das Reformationsjahrhundert in Ulm 1517–1617“ verarbeiten konnten. Wenn ich an dieser Stelle „wir“ sage, so meine ich damit auch meine beiden Mitkuratorinnen, Frau Dr. Gudrun Litz vom Ulmer Stadtarchiv und Frau Dr. Susanne Schenk, Kirchenhistorikerin aus Tübingen, die sich gerade zum Thema Vielstimmigkeit der Reformation in Ulm habilitiert.

Ich möchte mit Ihnen heute Abend keinen Gewalttritt durch die gesamte Ulmer Reformationsgeschichte unternehmen. Stattdessen möchte ich Ihnen verschiedene Aspekte und Persönlichkeiten dieser vielstimmigen Phase nahebringen. Der Schwerpunkt wird also auf den Jahren 1531 (der Einführung der Reformation in Ulm nach oberdeutschem Vorbild) und 1546 (dem Beginn des Schmalkaldischen Krieges) liegen. Ausblicke in frühere und spätere Jahrzehnte seien aber gestattet.

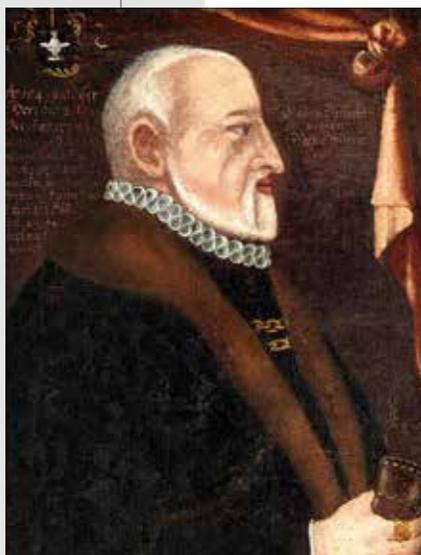
Zu Beginn noch einige grundsätzliche Gedanken zum Thema Vielstimmigkeit. Die Vielstimmigkeit an sich ist nichts Besonderes im Reformationsprozess. Wo Christen von ihrer Mündigkeit im Glauben Gebrauch machen, ist Vielstimmigkeit vorprogrammiert. Wenn nur noch das Gotteswort der Heiligen Schrift als Autorität anerkannt wird („Sola Scriptura“) und gleichzeitig der Grundsatz des „allgemeinen Priestertums“ gilt, dann kann und darf jeder Christ, gleichgültig ob studierter Theologe oder Laie, seine Überlegungen in den Reformationsprozess einbringen. Luthers Kritik an den Zuständen der Kirche seiner Zeit und seine Denkanstöße wurden von Theologen und Laien gleichermaßen aufgegriffen und in verschiedene Richtungen weiterentwickelt. Zu den fünf wichtigsten Hauptströmungen gehörten die Wittenberger Reformation um Martin Luther und Philipp Melancthon, zweitens die Schweizer Reformation, mit der die Namen Huldrych Zwingli und später Johannes Calvin verbunden sind, und drittens die lange in den Hintergrund gedrängte oberdeutsche Reformation mit Straßburg als Zentrum und Martin Bucer als zentraler Figur. Nummer vier und Nummer fünf waren die Gruppen der Täufer und der Spiritualisten, die beide schon früh bekämpft und ausgeschlossen wurden. Ulm sympathisierte in den ersten Jahren mit den Ideen der Schweizer Reformation. Ulms erster evangelischer Prediger Konrad Sam, der 1524 aufgrund einer Supplikation evangelisch gesinnter Bürger eingestellt wurde, stand in engem Kontakt mit dem Schweizer Reformator Huldrych Zwingli, der auch

mit dem Ulmer Rat korrespondierte. Auf dem Augsburger Reichstag 1530 konnte sich der Ulmer Rat weder für die „Confessio Augustana“ noch für die „Confessio Tetrapolitana“ der oberdeutschen Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen entscheiden. Erst nach der bereits erwähnten Befragung der Bürgerschaft und dem Beitritt zum Schmalkaldischen Bund, einem Bündnis evangelischer Reichsstädte und -stände unter Führung des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten von Sachsen, der außenpolitische Absicherung gegenüber dem Kaiser versprach, rang man sich zur Durchführung der Reformation durch. Nicht aber Zwingli wurde dazu in die Stadt geholt, sondern die oberdeutschen Reformatoren Martin Bucer aus Straßburg, Ambrosius Blarer aus Konstanz und Johannes Oekolampad aus Basel.

Ulm war neben Straßburg und Basel eine der drei bedeutendsten Städte dieses oberdeutschen Raumes – kulturell und wirtschaftlich hoch entwickelt, politisch eng verflochten, mit einer einzigartigen Dichte an Reichsstädten. Frömmigkeit und Theologie waren dort von jeher deutlich städtisch geprägt. Charakteristisch waren Bürgersinn und Laienengagement (Stichwort „Ulmer Münster“) sowie das besondere Interesse an ethischen Fragen und die Neigung zur Spiritualisierung des Glaubens. Theologen und Städte dieses oberdeutschen Raumes standen in regem Austausch über theologische und religionspolitische und -praktische Fragen. Anders als bei der Wittenberger bzw. Zürcher oder Genfer Reformation kam es bei der Oberdeutschen Reformation nicht zu einer eigenständigen Konfessionsbildung; theologisch stand man zwischen Wittenberg und den Schweizern. Gerade die oberdeutschen Reformatoren – allen voran Martin Bucer und mit ihm der Ulmer Münsterprediger Martin Frecht – setzten sich für eine Vermittlung bei den innerprotestantischen Streitigkeiten ein, insbesondere im Konflikt um das rechte Abendmahlverständnis. Die Wittenberger Konkordie von 1536 brachte in diesem Punkt zwar eine Einigung der Wittenberger und Oberdeutschen, die Schweizer lehnten die Konkordie jedoch ab. In der Folge entstanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schließlich die beiden protestantischen Konfessionen der Lutheraner und der Reformierten.

Soviel zum Hintergrundverständnis der Vielstimmigkeit allgemein, jetzt zu jener der Ulmer Reformation im Besonderen. Mehrere Faktoren waren sicherlich ausschlaggebend für die Vielstimmigkeit in unserer Stadt:

1. die starke Rolle des Bürgertums, das bereits 1524 mit einer Supplikation an den Rat die Initiative ergriffen hatte
2. die auf Moderation gerichtete Politik des Rates, verbunden mit
3. dem unbedingten Willen, die Entscheidungshoheit in Religionsfragen für sich zu beanspruchen und nicht den Theologen zu überlassen
- und 4. der menschliche Faktor, sprich die Protagonisten der Zeit, allesamt ausgesprochen individuelle Charaktere. Sie waren sozusagen das Salz in der vielstimmigen Reformationsuppe. Einige von ihnen sollen Sie jetzt gleich näher kennenlernen, zum Beispiel die Patrizierfamilie Besserer.



Bernhard Besserer – ihn kennt praktisch jeder in Ulm. Er ist in der Geschichtsschreibung zum Synonym für die Abstimmung der Bürgerschaft im November 1530 geworden. Bernhard, gewiefter Politiker, erfahrener Gesandter, Dauerabonnent auf das Bürgermeisteramt und Geheimer Rat; bis hinauf zur Reichsebene war er bestens vernetzt. Angeblich sprach er elf Sprachen. Er hielt die religionspolitischen Fäden zwischen 1520 und 1540 in der Hand. Die einen nannten ihn respektvoll „das Orakel des Rats“. Der Münsterprediger Martin Frecht gab ihm den Spitznamen „alter Bär“ und hielt ihn für einen notorischen Zauderer. War er das? Oder versuchte Bernhard nur den Spagat zwischen persönlicher Sympathie für die Ideen der Reformation, der Wahrung des inneren Friedens der Stadtgesellschaft und außenpolitischer Absicherung, bevor er sich mit dem nominellen Stadtherrn überwarf, dem altgläubigen Kaiser, der diese Reformation nicht wollte und als Schutzherr der Einheit der Kirche vielleicht auch nicht befürworten konnte?

Auf der persönlichen Ebene stand Bernhard Besserer religiös zunächst Zwingli nahe, später sympathisierte er mit dem Spiritualisten Kaspar von Schwenckfeld. Und doch verteidigte er eisern die 1531 eingeführte Ulmer Kirchenordnung oberdeutscher Prägung, als es um die Unterzeichnung der Wittenberger Konkordie und damit um die Annäherung an Wittenberg ging: „Was aber unsere hertzen einnemen, bericht unnd gelert werden zu Hail und wolfart unnsere seelen, davon lassen wir unns ungerne bringen.“ Eine charakteristische Aussage für ihn ist der Satz: „Man kann niemand zum Glauben zwingen.“

Sein ältester Sohn Georg, genannt Jörg, teilte diese Auffassung. Auch er gehörte zur ersten Generation der Ulmerinnen und Ulmer, die die Anfänge der Reformation hautnah miterlebten. Mit 21 Jahren saß er wohl zum ersten Mal im kleinen Rat, mit 29 Jahren wurde er das erste Mal Bürgermeister, ausgerechnet im wichtigen Jahr 1531, als Ulm bei der Durchführung der Reformation Nägel mit Köpfen machte. Wie sein Vater wurde er zum Topdiplomaten und -politiker der Stadt. Als eine der wenigen evangelischen Führungspersonlichkeiten überstand er die Verfassungsänderung Kaiser Karls V. von 1548 und beendete seine Karriere als Ratsälterer auf Lebenszeit. Georg vertrat Ulm auch im Schmalkaldischen Bund. Er war derjenige, der vor Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges die Bürgerschaft ein zweites Mal abstimmen ließ, ob sie beim evangelischen Glauben bleiben wolle. Angesichts der drohenden Niederlage der Stadt lag er wenige Monate später im Büßergewand auf dem Boden vor Karl V. und bat um Gnade für die Stadt. 1555 unterzeichnete er den Augsburger Religionsfrieden. Privat sympathisierte auch Georg mit Schwenckfeld. Und Georg war es, auf dessen Empfehlung hin der als Erzketzer verschriene Mystiker Sebastian Franck in die Stadt aufgenommen wurde. Auch ihn werden wir im Anschluss noch näher kennenlernen.

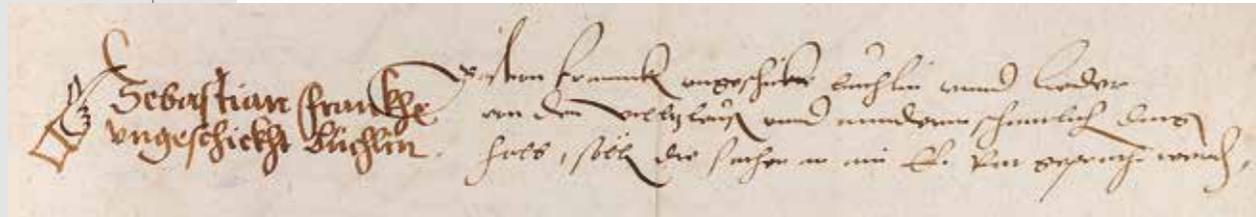
Und dann war da noch als Hauptakteur auf Seiten der Ulmer Kirche der Münsterprediger Martin Frecht, ein Ulmer Handwerkersohn, der Theologie studiert und es bis zum Rektor der Universität Heidelberg gebracht hatte. 1531 kehrte er nach Ulm als Lektor der Heiligen Schrift zurück und wurde Nachfolger Konrad Sams, als dieser 1533 starb. Frecht war also beileibe kein Feld-, Wald- und Wiesentheologe: Er war gut vernetzt in Theologenkreisen, ein enger Unterstützer Martin Bucers bei den Verhandlungen um die Wittenberger Konkordie und wurde zu den Religionsgesprächen mit den Katholiken auf Reichsebene in Hagenau, Worms und Regensburg eingeladen. Am Ulmer Rat, der auf seiner kirchenpolitischen Vorrangstellung und Entscheidungsbefugnis beharrte, biss er sich jedoch häufig die Zähne aus. Er spielte immer wieder mit dem Gedanken, die Stadt zu verlassen, blieb aber letztendlich doch. Zäh kämpfte er gegen die Spiritualisten und für die Durchsetzung der Wittenberger Konkordie beim Ulmer Rat, seinen eigenen Predigern und der Bevölkerung. Seine Ablehnung des Interims 1548 brachte ihm auf Weisung des Kaisers ein Jahr Gefängnis ein und das Verbot, nach Ulm zurückzukehren. Er verarmte zeitweilig und konnte sich erst mit Unterstützung des Herzogs von Württemberg eine neue Existenz in Tübingen aufbauen, wo er auch begraben liegt.

Neben Frecht wohnten in den 1530er Jahren zwei weitere wichtige Persönlichkeiten der Reformationszeit in der Stadt. Ihr Aufenthalt sorgte für Aufsehen, da beide aus dem als liberal geltenden Straßburg ausgewiesen worden waren: Es waren der Mystiker Sebastian Franck und der Spiritualist Kaspar von Schwenckfeld.

Wer war Sebastian Franck?

Franck stammte aus Donauwörth, wurde zunächst Priester, dann evangelischer Pfarrer, bis er sein Amt niederlegte und nach Straßburg ging. Spätestens dort machte er Bekanntschaft mit der Täuferbewegung und Kaspar von Schwenckfeld. Seine anonym gedruckte Weltchronik, in der er kein gutes Haar an kirchlichen und weltlichen Autoritäten ließ und eine positive Umdeutung des Begriffes „Ketzer“ vornahm, sorgte 1531 für einen Skandal. Franck musste Straßburg verlassen und arbeitete zwei Jahre als Seifensieder in Esslingen. 1533 wandte er sich an Georg Besserer mit der Bitte um Aufnahme in Ulm. 1534 erhielt Franck das Ulmer Bürgerrecht, wegen seiner strittigen Schriften allerdings nur unter Vorbehalt. Mit finanzieller Unterstützung eines Freundes richtete er eine Buchdruckerei ein. Der Rat legte der Veröffentlichung seiner Werke enge Grenzen auf. Um der obrigkeitlichen Zensur zu entgehen, publizierte Franck seine Schriften, die weiterhin für Unruhe sorgten, häufig auswärts, u. a. in Augsburg. Proteste gegen seinen Aufenthalt in Ulm ließen nicht lange auf sich warten: Martin Bucer intervenierte ebenso wie Landgraf Philipp von Hessen. Beide beschuldigten Franck, ein Täufer zu sein, was dieser stets vehement bestritt. In seinem ehemaligen Heidelberger Studienkollegen Martin Frecht hatte er einen hartnäckigen Gegner, obwohl Franck keine Anhängerschaft um sich sammelte wie Schwenckfeld, sondern relativ zurückgezogen lebte und sich auf die Publikation seiner Schriften konzentrierte.

Es ist wohl der Fürsprache Bernhard Besserers, der angeblich vor einer „Tyrannei der Theologen“ warnte, sowie der geschickten Verteidigungsstrategie Francks zu verdanken, dass er weiterhin in der Stadt bleiben konnte. Erst 1539 erreichte Frecht sein Ziel. Sebastian Franck musste Ulm verlassen und ging nach Basel. 1542 oder 1543 starb er dort an der Pest.



Was machte diesen Mann in den Augen des Münsterpredigers so gefährlich? Franck lehnte jede äußere Gestalt oder konfessionelle Verfasstheit der Kirche ab. Sie war für ihn eine unsichtbare Gemeinschaft von Menschen, die durch den Heiligen Geist zu wahren Christen des Herzens und der Liebe berufen wurden. Er distanzierte sich von allen christlichen Religionsgemeinschaften seiner Zeit, indem er ihre Absolutheitsansprüche und ihre unduldsame Polemik verwarf. Damit machte er sich quer durch alle konfessionellen Lager viele Feinde; Luther warf er vor, aus der Bibel einen „papiernen Papst“ zu machen. Franck gilt heute als Pionier religiöser Toleranz; seine Denkweise war universalistisch und pazifistisch.

Der schlesische Adlige Kaspar von Schwenckfeld war im Gefolge Luthers zunächst einer der Wegbereiter der Reformation in Schlesien. Er entwickelte in der Folge ein Abendmahlsverständnis, „das in seiner Betonung der geistlichen Speisung“ dem schweizerischen bzw. oberdeutschen Verständnis näher stand als dem Luthers, was zu Spannungen führte. Schwenckfeld ging 1529 nach Straßburg, wo er sich jedoch schon bald mit Martin Bucer zerstritt. 1534 lernte er in Augsburg Bernhard Besserer kennen, der ihn nach Ulm in sein Haus einlud. Aus einer vorübergehenden Gastfreundschaft wurde ein Aufenthalt von fünf Jahren. Schwenckfeld besuchte von Ulm aus seine zahlreichen Anhänger in Süddeutschland, verfasste weitere Werke und pflegte sein weitgespanntes Korrespondenznetz. Schwenckfeld lehrte, dass der rettende Glaube des Menschen unmittelbar durch das Wirken des Heiligen Geistes ohne Vermittlung durch die äußeren Medien von Wort und Sakrament entstehe; der Institution Kirche stand er zunehmend distanziert gegenüber.

Schwenckfeld muss eine faszinierende, einnehmende Persönlichkeit gewesen sein – vor allem im direkten Gespräch. Eine besondere Anziehungskraft soll er auf Frauen ausgeübt haben – von der Dienstmagd bis zur Patrizierin. Luther verunglimpfte ihn als „Stenkfeld“. Der Münsterprediger Frecht bezeichnete ihn gern als „Schönredner“ und „Schmeichler“ und ärgerte sich offensichtlich über Schwenckfelds Erfolge in allen Gesellschaftsschichten.

Sebastians Francks (1499–1542) „ungeschickte Büchlin und lieder“ wurden laut Religionsamtsprotokoll vom Ulmer Rat genau überwacht.

Zu seinen frühen Anhängern gehörten der Patrizier und Ratsherr Peter Löw und der Fünferschreiber Sebastian Aitingen. Die Besserer, einschließlich Bernhards Schwiegersohn Hans Walther Ehinger, waren Schwenckfeld zumindest in Sympathie verbunden, nicht nur wegen seiner religiösen Ansichten, sondern auch weil sie das „tiefe Mißtrauen gegenüber den politischen Ambitionen des neuen protestantischen Klerus einte. Ein Christentum, das sich weitgehend im Innern des Menschen abspielt und ohne kirchliche Organisation auskam, harmonierte mit den kirchenpolitischen Vorstellungen von Bernhard Besserer und vielen seiner Ratskollegen,“ wie Caroline Gritschke in ihrer Arbeit zum süddeutschen Schwenckfelderum konstatiert hat.

Mehrfach kam es zum Konflikt zwischen Frecht und Schwenckfeld, den der Rat immer wieder kurzfristig dadurch entschärfen konnte, dass er beiden Seiten Stillschweigen auferlegte. 1538 brachen die Differenzen ein weiteres Mal auf, als es um die Frage der Geschöpflichkeit Christi ging. Schwenckfeld vertrat die Auffassung, „nach der Jesus auch seiner menschlichen Natur nach nicht als Geschöpf anzusehen sei“, was viele Ulmer und Ulmerinnen nachvollziehen konnten. Frecht vertrat die gegenteilige Ansicht und fand entsprechende Anhänger für seine These. Das Thema kochte hoch, in den Gassen und Wirtshäusern wurde heftig diskutiert. Der Rat lud die beiden Theologen noch einmal im Januar 1539 zu einem Religionsgespräch auf das Rathaus. Das entsprechende Protokoll mit handschriftlichen Anmerkungen Schwenckfelds ist in den Reformationsakten des Stadtarchivs überliefert. Eine Schlichtung war indes nicht mehr möglich; die Münsterprediger drohten geschlossen mit ihrem Rücktritt. Daraufhin entschied sich der Rat, Schwenckfeld zum Verlassen der Stadt aufzufordern. Im Herbst 1539 verließen er und auch Sebastian Franck Ulm. Schwenckfeld residierte fortan auf verschiedenen Adelssitzen seiner süddeutschen Anhänger, darunter häufig in der unmittelbaren Nähe Ulms bei den Reichsrittern von Freyberg in Justingen. Er ließ es sich jedoch nicht nehmen, heimlich immer wieder in die Stadt zu kommen und seine Anhänger zu besuchen. Sein neues Quartier war das Haus der Kaufmannswitwe Streicher und ihrer Kinder, den treuesten Anhängern Schwenckfelds in Ulm. Es befand sich dem Rathaus direkt gegenüber, neben der Gräth, auf dem heutigen Hans- und Sophie-Scholl-Platz: Hier starb Schwenckfeld auch 1561; ob er tatsächlich im Keller des Hauses beigesetzt wurde, ist bis heute ungeklärt.

Das Haus der Familie Streicher wurde zur Zentrale einer der größten schwenckfeldischen Gemeinden im süddeutschen Raum und einem „Knotenpunkt eines überregionalen spiritualistischen Netzwerks“. „Hier traf man sich in der Manier humanistischer Zirkel zu Gesang, Psalmgebet und Bibelgespräch, um sich gegenseitig in der seelisch-geistigen Entwicklung zu fördern. Die Betonung lag also auf dem inneren Weg gegenüber den äußeren Vollzügen der Amtskirche.“ Diese Treffen waren nicht elitär; wir wissen mittlerweile, dass dort auch viele Dienstmägde mit einbezogen wurden. Ihnen brachte man bei dieser Gelegenheit auch das Lesen bei, damit ihnen die eigene Bibellektüre möglich war. Gegen diese Treffen ging man von Seiten des Rats zunächst nicht vor.

Der führende Kopf dieses Zirkels war zunächst Katharina Streicher. Nach ihrem Tod 1564 übernahm ihre jüngere Schwester Agathe, die Ihnen allen als erste Ulmer Stadtärztin ein Begriff sein dürfte, diese Rolle. Katharina hatte großes Interesse an der Theologie. Sie erbat sich von Kaspar von Schwenckfeld Auslegungshilfen für verschiedene biblische Bücher und diskutierte mit ihm sowohl mündlich als auch schriftlich über Glaubensfragen. Schwenckfeld schätzte Katharinas Begabung und Kenntnisse hoch, wie er anderen gegenüber immer wieder betonte, und delegierte mit der Zeit theologische und seelsorgerliche Aufgaben an sie, die sie zu anderen spiritualistischen Gemeinschaften im Allgäu und nach Augsburg führten. Außerdem unterhielt sie ausgedehnte Briefwechsel mit ihren Glaubensschwestern sowie mit dem schlesischen Theologen Valentin Crautwald. 1544 – zwei Jahre nach dem Tod Bernhard Besserers und etlichen innerulmischen Kontroversen um das rechte Abendmahlsverständnis – wurden die führenden Köpfe der Ulmer Spiritualisten zum Verhör durch die Religionsherren einbestellt, da sie sich mehr und mehr vom Gottesdienst im Münster ferngehalten hatten.

Es war Katharina Streicher, die bei der Befragung die beste Antwort lieferte: Sie argumentierte, man wolle sich gar nicht von der christlichen Gemeinde absondern; allerdings wären die Gottesdienste ihrem Seelenheil nicht förderlich, sondern ganz im Gegenteil hinderlich gewesen, denn die Prediger würden heute das eine und morgen wieder das andere predigen; außerdem würden sie die Seligkeit an äußere Dinge und Zeremonien binden, was ihrer Überzeugung zuwiderliefe. Deshalb wären sie lieber zuhause geblieben und hätten sich ganz auf die Heilige Schrift verlassen, womit sie doch ihren Christenpflichten nachgekommen wären. Dieser Argumentation war wenig entgegenzusetzen. Die Religionsherren erlegten der Gemeinschaft Stillschweigen auf und verhängten ein Versammlungsverbot, das aber offenbar nicht kontrolliert wurde; zum Kirchen- und Predigtbesuch wurde die Gruppe nicht explizit aufgefordert.

Auch wenn es unseren definierten Betrachtungszeitraum etwas sprengt, möchte ich doch noch einen kurzen Ausblick auf das weitere Schicksal der Ulmer Spiritualisten geben:

Nachdem ihre Schwester Katharina 1564 verstorben war, übernahm Agathe die Führung der Schwenckfelder Gemeinde, die in den Akten zu diesem Zeitpunkt meist nur noch als „der Streicherin sect“ bezeichnet wird. Ihr Status als Ärztin prominenter Persönlichkeiten, u. a. der Bischöfe von Straßburg und Speyer sowie von Kaiser Maximilian II. selbst, sorgte dafür, dass die Gemeinschaft wenig zu befürchten hatte, trotz immer wieder vorgetragener Proteste, insbesondere des Ulmer Superintendenten Ludwig Rabus, einem – man muss es so sagen – lutherischen Hardliner. Dies galt allerdings vor allem für die Ober- und Mittelschicht; die Dienstmägde, die ihre Überzeugungen offener auslebten und in ihrem Bekanntenkreis zu missionieren versuchten, gerieten eher ins Visier der Behörden. So wurde u. a. Susanna Hornung, die Magd Agathe Streichers, der Stadt verwiesen. Sie fand Aufnahme in Leeder bei Augsburg, das als Zufluchtsstätte für verfolgte Schwenckfelder galt und dem Augsburger Patrizier Jakob Rehlinger gehörte.

1581 verstarb auch Agathe Streicher. Noch im selben Jahr wurden verschiedene Schwenckfelder verhaftet, verhört und ihre Bücher beschlagnahmt. Sie widerriefen und verrieten weitere Namen der Gemeinschaft, was im Januar 1582 eine Verhaftungswelle nach sich zog. Unter den Beschuldigten waren mehrere Mägde der Streicherfamilie. Der Rat versuchte es zunächst mit intensiven Bekehrungsversuchen der Gefangenen durch die Prädikanten. Diejenigen, die nicht widerriefen, erhielten im Dezember 1582 den Befehl, die Stadt und das Territorium bis zum Georgstag (23. April) 1583 zu verlassen. Die Ausgewiesenen, darunter auch die Nichte Agathe Streichers, wandten sich an die schwenckfeldische Adelsfamilie von Freyberg, bei der auch schon Schwenckfeld Zuflucht gesucht und gefunden hatte.

Helena Streicher heiratete kurz darauf den badischen Hofmeister und Anhänger Schwenckfelds Friedrich von Watzdorf und ließ sich – sehr zum Ärger des Superintendenten – mit ihm im nichtulmischen Söflingen nieder, wo sie es sich zur Aufgabe machte, schwenckfeldische Flüchtlinge zu beherbergen.

Auch wenn die große Ulmer Gemeinschaft auf diesem Wege zerschlagen worden war, gab es weiterhin vereinzelt Anhänger Schwenckfelds in der Stadt und im Territorium, u. a. in Leipheim, Geislingen, Altenstadt, Böhlingen, Langenau, Steinheim, Jungingen und Albeck. Noch 1634 missionierte die Witwe des Reichsritters Georg Ludwig von Freyberg, die als Beisitzerin Wohnrecht in Ulm hatte, recht munter in der Stadt und verteilte Schriften Schwenckfelds u. a. an die Damen des Ulmer Sammlungsstifts.

Das Bemühen des Ulmer Rats, nicht mit drakonischen Strafen gegen andere reformatorische Strömungen vorzugehen, sondern auf Ermahnung und Bekehrung zu setzen und nur bei hartnäckigem Widerstand auf das Mittel der Ausweisung zurückzugreifen, lässt sich bis in die frühen dreißiger Jahre im Umgang mit den Täufern zurückverfolgen.

Das Täufern war eine religiöse Bewegung mit sozialrevolutionärem Potential. Die Täufer, die das „Sola-Scriptura“-Prinzip in voller Konsequenz lebten, verstanden Kirche als einen freiwilligen Zusammenschluss der Glaubenden und lehnten daher kirchliche Strukturen, das Klerikerwesen und die „zwangsweise“ Säuglingstaufe zugunsten der bewussten Erwachsenenentaufe ab. Ihr Rückzug aus der „Welt“, der u. a. die Verweigerung des Eids, die Ablehnung des Wehrdienstes sowie der Annahme öffentlicher Ämter beinhaltete, rüttelte an den Grundfesten von Staat und Gesellschaft und rief die Obrigkeiten auf den Plan.



Die Täuferbewegung hatte ihre Wurzeln in der Schweiz, in Mittel-, Ober- und Niederdeutschland sowie in den Niederlanden und entstand um 1525. In der Folge entwickelten sich mehrere Strömungen, die vor allem die Enttäuschung über den Weg der Wittenberger und Schweizer Reformation und deren Arrangement mit der weltlichen Obrigkeit verband. Da die Täufer der ersten Generation die Kindertaufe als ungültig betrachteten und sich als Erwachsene erneut taufen ließen, wurden sie von ihren Gegnern als „Wiedertäufer“ oder „Anabaptisten“ bezeichnet. In ihrem Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit orientierten sie sich an der Bergpredigt (Mt 5–7). Die Gemeinden beruhten auf dem freiwilligen Zusammenschluss der „wahrhaft Glaubenden, die sich selbst als Auserwählte betrachteten.“ Wer den hohen Ansprüchen nicht genügte, wurde aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Ihre Prediger wählten die Gemeinden selbst. Das Abendmahl wurde von ihnen symbolisch als Ausdruck der christlichen Gemeinschaft verstanden und hatte keinen sakramentalen Charakter.

Das auf dem Reichstag 1529 verabschiedete „Wiedertäufermandat“ sah für die Erwachsenentaufe die Todesstrafe vor. In Ulm, wo etwa Mitte der 1520er Jahre die ersten Täufer nachweisbar werden, verzichtete der Rat jedoch auf schwere Folter und Hinrichtungen. 1531 und 1532 wurden verdächtige Täufer vor ein Gremium von Ratsverordneten und Prädikanten vorgeladen und zu ihrer Einstellung zu Taufe und Abendmahl, zur bürgerlichen Wehrpflicht sowie zu ihrer Bereitschaft, den Eid zu leisten, befragt. Zugezogene Täufer aus anderen Territorien wurden zügig ausgewiesen. Einheimischen wurde eine mehrwöchige Bedenkzeit auferlegt, in der sie von den Prädikanten Glaubensunterricht erhielten. Wer die Auflage akzeptierte, keine Versammlungen zu besuchen oder abzuhalten, keine neuen Anhänger zu werben und an Predigt und Abendmahl teilzunehmen, konnte damit rechnen, langfristig geduldet zu werden. Selbst ausgewiesene Täufer erhielten die Möglichkeit, nach einem Widerruf wieder in die Stadt zurückzukehren. Dafür mussten sie schwören, sich fortan von den Täufern fernzuhalten, niemanden in ihr Haus aufzunehmen, ihren bürgerlichen Pflichten (u. a. der Wehrpflicht) nachzukommen und am Schwörtag „ainem Burgermeister und Rat in allen auffrechten redlichen sachen [zu] schw[o]ren [...] gehorsam zusein.“

Auch hier finden wir Anhänger bis in die höchsten Kreise der Stadtgesellschaft:

Zu den einflussreichsten Sympathisanten gehörten die Ratsherren Peter Löw (Patrizier), der Goldschmied Hans Müller – einer der Initiatoren des Bürgerbegehrens von 1524 und Mitglied des Neunerausschusses, der 1531 die Durchführung der Reformation vorbereitet hatte – sowie der Goldschläger Daniel Hochwehr. Zwei Hochwehr-Töchter wurden laut Vermerk in den Akten 1532 des Täufertums verdächtigt, verhört und mindestens eine der Stadt verwiesen. Nach der Ausweisungswelle 1531/32 bildeten sich keine größeren Täuferzirkel mehr; der Rat behielt einzelne Personen und Grüppchen jedoch weiter im Blick. Diese trafen sich in Privathäusern oder auch auf freiem Feld. Noch nach 1560 berichteten die Visitationsprotokolle über Täufer in Langenau, Jungingen, Leipheim und Geislingen. Einige von ihnen, wie auch der erwähnte Ratsherr Peter Löw, schlossen sich im Laufe der Zeit den Anhängern Kaspar von Schwenckfelds an.

Noch einmal stellt sich die Frage, warum der Rat sich so tolerant gegenüber den verschiedenen reformatorischen Strömungen und insbesondere gegenüber den Schwenckfeldern und Täufern verhielt, solange diese keinen Ärger machten. Könnte es ein Zeichen der Unabhängigkeit und Macht gegenüber der protestantischen Geistlichkeit gewesen sein, der man die Entscheidungshoheit in Glaubensfragen nicht überlassen wollte? Oder lag es doch einfach nur daran, dass viele Ratsherren oder deren Familienmitglieder selber Anhänger dieser Strömungen waren? Diese Frage kann noch nicht abschließend geklärt werden und bedarf noch weiterer Untersuchungen. Über dieses religiöse Neben- und Miteinander in der politischen Führungsschicht der Reformationszeit ist noch viel zu wenig bekannt.

Ein kurzes Beispiel, das auch einmal die heute etwas zu kurz kommende Gruppe der Altgläubigen in den Blick nimmt, soll dies illustrieren:

Sebastian Besserer gehörte zum altgläubigen Teil der Bessererfamilie, die 1530 für den Reichstagsabschied gestimmt hatte. 1531 wurde er vom Rat bestraft, weil er seinem Bruder Wolfgang, einem Konventualen des Ulmer Augustinerchorherrenstifts, und dessen Propst Ambrosius Kaut heimlich zur Flucht verhalf. Sebastian machte Karriere im Krieg gegen die Osmanen, wurde Ratsherr und übernahm ab 1544 erste Amtsaufgaben. Zu diesem Zeitpunkt wurde er vom Rat bereits als Kriegsrat zu den Beratungen des Schmalkaldischen Bundes abgestellt. 1546 organisierte er (als Katholik) die Vorbereitungen der (protestantischen) Stadt für den Schmalkaldischen Krieg gegen den (katholischen) Kaiser! Nach der Verfassungsänderung von 1548 wurde Sebastian zum Bürgermeister ernannt und verteidigte die Stadt im Fürstenkrieg 1552 gegen die evangelische Fürstenopposition. Ein wahrhaft „vieltimmiger“ Lebenslauf in der Ulmer Führungsschicht.

Bleiben wir noch ein wenig in den 1540er Jahren. Hier setzte sich die Vieltimmigkeit der Ulmer Reformation unter anderen Vorzeichen fort und äußerte sich vor allem in Konflikten, die der Ulmer Münsterprediger Martin Frecht mit verschiedenen reformatorischen Stimmen in der Pfarrerschaft austrug und die gerade von meiner Kollegin Susanne Schenk für ihre Habilitationsschrift intensiv erforscht werden. Die folgenden Erkenntnisse haben wir ihrer intensiven Quellenarbeit zu verdanken. Da ist zum einen der Streit um das rechte Verständnis des Abendmahls (leibliche oder geistliche Gegenwart Christi) zu nennen. Die Wittenberger Konkordie von 1536 befriedete diese Auseinandersetzung nicht, sondern beflügelte sie noch, da der Ulmer Rat es ablehnte, die Konkordie als verbindlichen Bekenntnistext zu verkünden und statt dessen den alten Katechismus von Konrad Sam aus dem Jahr 1531 neu herausgab, dieses Mal mit dem Stadtwappen auf dem Titelblatt. Damit verdeutlichte der Rat sein Festhalten am ursprünglichen Abendmahlsverständnis der Ulmer Reformation. Frecht aber wollte die Konkordie nutzen, um die unterschiedlichen Haltungen der Pfarrerschaft sozusagen auf Linie zu bringen, was reichlich Konfliktstoff bot und manchem Pfarrer und vielen Gläubigen bitter aufstieß.

Ich möchte an dieser Stelle nicht zu sehr ins Detail gehen, nur soviel sei noch bemerkt: Als der Rat Luther nach langem Überlegen die Wittenberger Konkordie bestätigte, dabei aber darauf verwies, dass man sie nur in den Punkten akzeptiere, in denen sie mit der Ulmer Kirchenordnung übereinstimme, soll Luther von heftigem Bauchgrimmen befallen worden sein.

Magenschmerzen wiederum hatte wohl auch Frecht, als er von Konrad Schaffner und seinen sozialkritischen Predigten hörte, eine letzte Facette der Vielstimmigkeit, die ich noch erwähnen möchte und die ebenfalls von Susanne Schenk vom Staub der Reformationsakten befreit wurde:

Konrad Schaffner, aller Wahrscheinlichkeit nach der Sohn des Ulmer Malers Martin Schaffner, war Prädikant in Mähringen und bei seiner Gemeinde außerordentlich beliebt, wie uns das Visitationsprotokoll von 1539 verrät. 1542 kam es zum Konflikt zwischen ihm und dem Münsterprediger Martin Frecht: Da Personal immer knapp war, holte man verschiedene Prädikanten vom Land in die Stadt, die jeweils eine Woche lang die Frühmessen übernahmen. In der Fastenzeit 1542 legte Schaffner bei dieser Gelegenheit fortlaufend die Bergpredigt aus und bezog sich dabei direkt auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in Ulm. Seine sozialkritischen Predigten, die auch das frühkapitalistische Gewinnstreben des Handels und die Ausbeutung und Verarmung der Handwerker in den Blick nahmen, stießen bei den Ulmerinnen und Ulmern auf große Begeisterung. Der Zulauf wurde immer größer, was wiederum Frecht auf den Plan rief.

Sozialkritische Predigten waren in Ulm nichts Neues. Schon der Münsterpfarrer Ulrich Krafft hatte vor der Reformation die christliche Ethik zu einem immer wiederkehrenden Thema gemacht; ja, die „Ulmer erwarteten von ihrem Münsterprediger sogar Sozialkritisches“, wie es kürzlich Berndt Hamm formuliert hat. Glaube und Ethik, der „Zusammenhang von Glaube und tätiger Liebe als Band der sozialen Gemeinschaft“ spiegelten sich auch in der Kirchenordnung von 1531 und der von Konrad Sam verfassten ersten Gottesdienstagende. Handelsbetrug, Wucher und Ausbeutung wurden dort explizit als Ausschlusskriterien vom Abendmahl angeführt. Mit Schaffner kehrte die Sozialkritik zurück auf die Kanzel, was ihm jedoch großen Ärger einbrachte.

„Theologische Fehler und aufrührerisches Potential“ waren die beiden Hauptvorwürfe, die Frecht gegenüber Schaffner erhob. Schaffner wurde als Frühprediger abgelöst, was angeblich fast zu einem Boykott von 2.000 Gottesdienstbesuchern geführt hätte. Aber wie das so ist: Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, kommt eben der Berg zum Propheten. Die Gläubigen stimmten mit den Füßen ab und wanderten zum sonntäglichen Gottesdienst nach Mähringen hinaus, wo sie von Schaffner im Sinne tätiger Nächstenliebe nach dem Gottesdienst verköstigt wurden. Schließlich einigten sich die Konfliktpartner einvernehmlich darauf, dass Schaffner versetzt wurde. Wohin, möchten Sie wissen? Nach Urspring, an den äußersten Rand des Ulmer Territoriums, wo kein Gläubiger am Sonntag mal eben zu Fuß hinging.

Falls Sie sich nun fragen, woher wir wissen, was Schaffner genau gepredigt hat – in unseren Reformationsakten im Stadtarchiv haben sich Mitschriften von 15 Predigten Schaffners erhalten – unter anderem von Frecht persönlich protokolliert.

Sie sehen, die Vielstimmigkeit der Reformation in Ulm hatte viele Facetten und viele Gesichter. Sie reichte in die Familien hinein, wie bei den Besseren; sie bestimmte die Arbeit im Rat, ohne ihn – zumindest soweit wir bislang wissen – in seiner Funktionsfähigkeit zu beeinträchtigen. Sie umfasste ganz unterschiedliche Strömungen, die im Alltag offenbar lange relativ friedlich und unbehelligt nebeneinander existierten, ohne große Probleme zu verursachen – sieht man einmal vom obersten Münsterprediger Frecht ab, der damit tatsächlich ein Problem hatte. Der Rat zumindest hielt es meist nicht für nötig einzuschreiten, solange der innere Friede der Stadtgesellschaft gewahrt und außenpolitisch alles ruhig blieb. Vieles war in diesen ersten Jahrzehnten noch im Fluss; die eigentliche lutherische Konfessionalisierung fand erst im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts statt. Superintendent Ludwig Rabus ist der Hauptvertreter dieser Phase, in der vehement gegen alle nichtlutherischen Strömungen vorgegangen wurde. Am Ende des Jahrhunderts wich die Vielstimmigkeit zunehmend der Einstimmigkeit. Spätestens mit Superintendent Konrad Dieterich, der 1614 sein Amt antrat, hielt die lutherische Orthodoxie ihren Einzug in Ulm.

Ich hoffe, ich konnte Ihnen einen kleinen Einblick geben, wie vielstimmig die Reformation hier in Ulm war, auch wenn wir aus Zeitgründen einige Aspekte ausklammern mussten.

ANDREAS- GASTUNG 2017

Anlässlich des 228. Stiftungsfestes trafen sich die Herren der Museums-gesellschaft in der Oberen Stube zur Andreasgastung am Samstag, den 25. November 2017. Den Festvortrag hielt Dekan Ernst-Wilhelm Gohl. Sein Vortrag unter dem Titel „Martin Luther und der Wein“ zeigte uns bisher vernachlässigte Aspekte der Reformationsgeschichte.

Ernst-Wilhelm Gohl wurde 1963 in Stuttgart geboren und studierte Theolo-gie in Tübingen, Bern und Rom. Nach einem Vikariat an der Stadtkirche Böblingen war er zunächst Pfarrer an der Christuskirche in Böblingen-Diezenhalde, dann an der Stadtkirche I in Plochingen. Seit 1. Mai 2006 ist er Dekan in Ulm.

Martin Luther und der Wein

Ernst-Wilhelm Gohl

Mit Martin Luther wird üblicherweise das Bier in Verbindung gebracht – und zwar das „gut wittenbergische Bier“. Seine Frau Käthe hatte das Braurecht des Schwarzen Klosters geerbt und durfte rund 4.000 Liter Bier im Jahr brauen und verkaufen. Das war ein gutes Geschäft! Deshalb redet Luther auch immer wieder vom Bier. Es gibt die berühmte Stelle, wo er sagt, dass er nach der Predigt hinsitzen könne und „sein gut wittenbergisch Bier trinken, dieweil das Evangelium seinen Lauf tut in Kursachsen“.

425 Jahre später fasst Papst Johannes XXIII. dieselbe Haltung in folgende Worte: „Giovanni, nimm dich nicht so wichtig“. Diese Distanz zu sich selbst bewahrt vor Verkrampfungen und Fundamentalismus.

Bei Luther denkt man zuerst an das Bier. Und das war damals auch das Volksgetränk. Wasser haben die Leute so gut wie nicht getrunken. Aber nicht, weil es so fad schmeckt, sondern weil es im ausgehenden Mittelalter schwierig war, an sauberes Wasser zu kommen. Auf ihrem Fußmarsch nach Rom etwa stillten Luther und seine Gefährten im heißen Italien ihren Durst, indem sie Granatäpfel aßen. Wasser war derart verkeimt, dass man sofort krank wurde.

Deshalb tranken die Leute vergorene Flüssigkeit: Bier, Most, Wein, und es gab eine ganz bestimmte Form eines Leichtbieres, das trank das Volk damals tagaus, tagein – auch Martin Luther.



Aber Luther hat viel lieber Wein getrunken. Er und seine Frau besaßen in Wittenberg einen Weinberg. Luther stammt also aus einer Weingegend. Deshalb kann er auch sagen: „Der Wein ist gesegnet und hat das Zeugnis der Schrift, das Bier dagegen ist menschliche Tradition!“ – ganz im Sinne von „sola scriptura“ begründet er den Vorrang des Weins. Wo ist aber Luthers Heimat? Viele sagen: „Wittenberg!“. Und so falsch ist das ja nicht. Luther hat diese junge Universitätsstadt geprägt wie kein anderer – und prägt sie bis heute.



Freilich waren damals die Sitten rau: Andreas Meinhard, Stadtschreiber von Wittenberg, beschreibt 1508 Rituale, mit denen Studienanfänger in die noch junge Universität aufgenommen wurden: „Der Kandidat wurde von einer Gruppe Studenten umringt. Sein Gesicht wurde mit Ruß und Schmutz geschwärzt. Man zog ihn am Bart, sofern er einen hatte. Man strich ihm mit Schweinsborsten über das Gesicht. Er wurde eingeölt mit dem, was Leute ‚hinter den Hecken liegenlassen‘ und mit Wein getauft.

Und während des vorgeschriebenen Festmahls für die Professoren musste er selbst in Ketten gefesselt die rituellen Beschimpfungen über sich ergehen lassen. Seine Haare wurden mit Pferdeäpfeln gewaschen. Man setzte ihm Hörner auf, feilte an seinen Zähnen. Seine Bildung wurde verspottet, dann hänselte man ihn zuerst wegen der Mädchen, um ihn dann über die Größe und Beschaffenheit seines Anus auszufragen.“

Eine größere Demütigung des Neulings durch ältere Studenten, die das selber ja auch erlitten hatten, kann man sich kaum vorstellen. Aber so wurde man in die akademische Hierarchie eingeführt – damals. Keine Frage: Die längste Zeit seines Lebens hat er in dieser jungen Universitätsstadt zugebracht: Als Mönch, als Professor, als Ehemann und Vater.

Luther selbst aber hat Wittenberg nie als seine Heimat betrachtet. Im Gegenteil. Die Wittenberger hat er eigentlich nicht gemocht. Die sollten, so bemerkt er, „mal auf die Bayern und auf die Schwaben schauen, wie gastfreundlich die seien“ – da würde man überall willkommen heißen. Wahrscheinlich hat Luther die Erfahrungen auf dem Augsburger Reichstag hinter sich. Die Süddeutschen stehen bei ihm hoch im Kurs. Die Wittenberger dagegen, die würden „ihn hassen“ und seien ein „unfreundliches Volk“. „Wir sitzen hier in Wittenberg nur auf einem Schindanger“, schreibt er und fährt fort: „Die Wittenberger leben am Rand der Zivilisation, wären sie nur wenig weiter gezogen, wären sie mitten in der Barbarei angekommen.“

Die Wittenberger kommen also ganz schlecht weg. Das ist nicht seine Heimat. Er schreibt vielmehr: „Ich bin ein Landkind in der Herrschaft zu Mansfeld, das ist mein Vaterland“.

Die Hauptstadt vom Mansfelder Land ist Eisleben. Hier ist er geboren und gestorben – beides eher zufällig. In Eisleben hat er nie lange gelebt, aber in Mansfeld. Das ist seine Heimat und – das ist ein traditionelles Weingebiet gewesen. Luther hat den Wein dieser Gegend immer gerne getrunken. Die „Mansfelder Kost“ hat ihm geschmeckt. Noch wenige Tage vor seinem Tod schreibt er seiner Frau, „wie wohl es ihm hier schmeckte und wie rein der Wein hier sei.“ Der Vater von Luther ist aber kein Weinbauer, sondern ein Bergmann.

Das Mansfelder Land war also nicht nur landwirtschaftlich geprägt. Es gab auch den Bergbau. Bereits vor 900 Jahren wurde dort Kupfererz abgebaut, in kleinen Mengen. Im 15. Jahrhundert kam eine neue Abbautechnik auf, wesentlich effizienter. Das führte zu einem regelrechten Boom. Viele Leute kommen hierher. Auch Luthers Vater. Da gibt es eine Entwicklung, die für Industrie-regionen typisch ist: Alkoholismus. Alkoholmissbrauch ist dort viel weiter verbreitet als in Weinregionen.

Auch in den Bergwerksregionen in Wales oder im Ruhrgebiet war der Alkoholismus immer ein Problem. Vielleicht liegt es an der staubigen Arbeit? Auf jeden Fall ist die Trunksucht auch im Mansfelder Land ein Problem. Martin Luther schreibt, dass die Bergleute dort an Sonn- und Feiertagen häufig betrunken waren. Ob das ein permanenter Alkoholismus oder mehr eine Wochenendbeschäftigung war, lässt er offen.

Bezeichnend für Luther: Er verurteilt das nicht moralisch. Im Gegenteil, er zeigt sogar ein gewisses Verständnis. Er schreibt: „Man muss Nachsicht haben, denn sie tun schwerste Mühen und gefährliche Arbeiten. Ich zeche auch!“ Sprich: die schaffen so hart und leben unter ständigem Druck, die müssen einfach mal Dampf ablassen. Weiter schreibt er: „Also wenn die Bergleute morgens die Predigt hören und beten, dann soll man wegen ihrer Belastungen und Bräuche bei ihren Treffen am Nachmittag ein Auge zudrücken!“ Luther war halt ein Menschenkenner. Allerdings wusste er auch um die Gefahren der Trunksucht. So sagt er einmal: „Ein Rausch ist zu ertragen, die Trunkenheit aber nicht.“ In einer Predigt etwa schimpft er: „Sauft, dass euch das Unglück ankomme. Die wollen nicht alt werden,

denn der beste Teil der Menschheit vergeht durch die Trunkenheit. Wenn ich wieder zum Fürsten komme, will ich ihn bitten, dass er seinen Untertanen gebieten soll, dass sie sich vollsaufen sollen. Wenn das Gesetz erlassen ist, werden sie es vielleicht unterlassen, weil wir uns immer auf das Verbotene stürzen und das Verbotene wollen!“ Er war auch ein guter Psychologe. Paradoxe Motivation nennt man das heute.



Luther war aber auch historisch gebildet. Er weiß, dass übermäßiges Trinken typisch deutsch ist. Wie das? Die Gebildeten lasen zu Zeiten Luthers die Schriften des römischen Historikers Tacitus. Tacitus beschreibt darin die Germanen ausführlich – und schreibt wörtlich, dass die Liebe zum Alkohol die hervorstechendste Eigenschaft der Deutschen sei.

So sehr Luther die Trunksucht verurteilen konnte, so führt er fast entschuldigend mit Tacitus an: So sind sie halt die Deutschen – schon seit eineinhalb Tausend Jahren. Da kann man nichts machen. Das ist quasi deren genetischer Code. Deshalb: „Unser Herrgott muss uns Deutschen die Trunkenheit für eine läßliche Sünde anrechnen, denn wir können's und wollen's nicht lassen.“ – welch' Lutherwort für die Andreasgastung im Reformationsjahr! Kein Wunder, dass Luthers Gegner solche Äußerungen genüsslich aufspießen. Auf vielen Spottbildern ist Luther zu sehen, wie er seinen dicken Bierbauch durch die Gegend schiebt, gefolgt von einer völlig abgemagerten Katharina von Bora. Und sie konnten sich dabei auf Luther selbst beziehen.

Luther schreibt an seinen Mentor Johann Friedrich den Großmütigen: „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher, das sei Gott gedankt. Amen“.

Die katholische Polemik hat ja immer gesagt: Luther sei ein Fresser und Weinsäufer. Nur deshalb habe er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt eingeführt, damit er mehr Wein trinken könne. Die Reformation sei nur die Folge davon, dass Luther das entsagungsvolle Mönchsleben nicht durchgehalten habe. „Große Gläser aussaufen ist der Lutherischen Wunderwerk!“ Die Abendmahlskannen in Augsburg fassten drei Liter.

Dieser Vorwurf stimmt natürlich nicht. Martin Luther verließ das Kloster nicht, weil er an den strengen Regeln gescheitert wäre. Im Gegenteil, er war ja geradezu perfekt im Kloster. Wenn es irgendjemand geschafft hätte, durch fromme Werke in den Himmel zu kommen, dann mit Sicherheit Martin Luther. Aber Luther hat eben erkannt, dass das nicht der Weg ist.

Luther hat seinen Namen bewusst verändert. Er nannte sich nicht mehr Martin Luder – Luder hießen seine Vorfahren und sein Vater. Er hat sich nun Luther genannt und zwar in Anlehnung an das griechische Wort „Eleutheros“ – das ist der Freie. Durch Christus hat er die Freiheit eines Christenmenschen erkannt.

Das ist eine andere Ethik. Nicht mehr: Ich erfülle viele Gebote und steige dann Treppchen für Treppchen hinauf in den Himmel. Sondern: Christus befreit mich von dem Kampf um den Himmel. Ich bin frei von der Sünde und so frei für die Menschen. Freiheit und Verantwortung sind Zwillings-schwestern.

Anders als Johannes der Täufer war auch Jesus kein weltabgewandter Asket. Jesu Gegner nannten ihn auch einen „Fresser und Weinsäufer“ (Mt 11,19). Wie Luther, war auch Jesus ein geselliger Mensch.



Man hält uns Protestanten immer vor, wir würden nur Pflicht und Kampf kennen, die Evangelischen könnten sich nicht richtig freuen und schon gar nicht richtig feiern. Dahinter steckt etwas Calvinistisches. Wir in Ulm, bzw. die ganze württembergische Landeskirche sind ja stark von der oberdeutschen Reformation geprägt. Die Reformierten in der Schweiz, die haben schon vom Äußeren her mehr so dieses Weltabgewandte: Leben ist Beruf und Pflicht. In dieser Gewissenhaftigkeit – also wie du auf der Welt deiner Pflicht nachkommst – zeigt sich dann auch, ob du erwählt bist oder nicht. Kein Wunder, dass man sich da anstrengt!



Bei Calvin und Zwingli findet man diesen leibfeindlichen, weltabgewandten, asketischen Zug. Auf Martin Luther trifft das mit Sicherheit nicht zu.



Luther ist ein zutiefst leiblicher Mensch. Er liebt das gute Essen und Trinken, das Singen und Spielen, und vor allem umgibt er sich gern mit Freunden. Es gibt ja ein literarisches Genre, das sehr aufschlussreich ist, nämlich die so genannten Tischreden.

Luther aß in seiner Wittenberger Zeit eigentlich nie alleine. Am Tisch saß aber nicht nur seine Familie, sondern immer eine ganze Anzahl von Studenten, von Professoren, von Besuchern aus ganz Deutschland.



Die arme Katharina von Bora hat jeden Tag 40 bis 50 Leute zu verköstigen. Das waren offenbar ganz besondere Stunden. Beim Essen hat Luther viel geredet. Seine Studenten haben das quasi neben dem Sauerkraut aufgeschrieben und gesammelt unter der Überschrift „Tischreden“. Zwischen zwei Hähnchenschlegeln spricht er über Gott und die Welt. Am Küchentisch entwickelt er seine Gedanken und deswegen sind die oft so kindlich, so überraschend.



Wenn er bemerkt: „Die Welt ist wie ein trunkenen Bauer: Hebt man ihn auf einer Seite in den Sattel, so fällt er auf der anderen Seite wieder herab.“ Durch ein einfaches Bild drückt er mehr aus als durch viele Worte.

Oder wenn er über das Gesetz und die Vorschriften sinniert und sagt: „Für die Toten Wein und für die Lebenden Wasser – das ist eine Vorschrift für Fische!“

Über die Jugend sagt er – wieder ein Alkoholbild gebrauchend: „Jugend ist wie ein Most. Der lässt sich nicht halten. Er muss vergären und überlaufen.“



Luther denkt durch seinen Körper hindurch – und zwar nicht nur vom Essen her, sondern auch von der Verdauung und dem, was danach noch kommt, her – er schaut dem Volk aufs Maul, deswegen ist er so anschaulich.

Immer wieder begegnet uns bei Luther auch die Erinnerung an den ersten Weingärtner, an Noah. Haben Sie schon einmal eine Predigt über Nochs Rausch gehört? Wahrscheinlich nicht. In der Predigtordnung ist 1. Mose 9 nicht als Text vorgesehen. Das ist doch viel zu weltlich.

Luther dagegen hat gerade solche Geschichten geliebt. Geschichten, die nicht von Heiligen erzählen, sondern von Menschen mit ihren ganz persönlichen Abgründen. Luther bemerkt: „Morgen muss ich eine Vorlesung über Nochs Trunkenheit halten, deswegen werde ich heute Abend kräftig trinken, dass ich danach als Experte von dieser üblen Sache rede!“

Luther redet leiblich. Er kommt von der Erfahrung her. Er steht dazu, dass der Alkohol im Leben seinen Platz hat – auch in seinem Leben. Aber er verharmlost die Trunksucht nicht – eine „üble Sache“. Aber – und das ist eben das Menschliche an ihm – er weiß darum, dass jeder von uns, solange er auf der Welt ist, immer beides ist: simul iustus et peccator – zugleich Sünder und Gerechter. Und vielleicht wird das im Umgang mit dem Wein auch deutlich. Diese Standhaftigkeit der Sünde.

Für Luther ist von der Bibel her klar: Der maßvolle Genuss des Weines ist erlaubt und sogar geboten. Wein hat eine heilende Funktion, und in Psalm 104 heißt es: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“. Aber durch diese Verhaftung in der Sünde wird es eben immer mal wieder zu viel. Der Kater danach ist dann das gestaltgewordene Gesetz. Das Gesetz sagt: Alles hat seinen Preis. Alles, was du tust, hat Folgen – das ist das innerweltliche Gesetz des Lebens. Und beim Alkoholtrinken erfährt man das ganz unmittelbar. Wer am Abend zu viel getrunken hat, spürt es am nächsten Tag.



Zu den Abstinenten würde Luther deshalb sagen: Ihr könnt sehr wohl auf Alkohol verzichten. Aber seid vorsichtig. Nicht, dass ihr euch deshalb über die erhebt, die Alkohol trinken, und euch besser fühlt. Die Sünde der Hochmut ist gefährlicher. Warum? Weil hochmütige Menschen meinen, sie kämen wegen ihres Besserseins in den Himmel und nicht – sola gratia – allein durch die Gnade Gottes.



Dass Luther keine verkrampfte Askese pflegt, wird auch in seiner Auslegung der Hochzeit zu Kana deutlich, wo Jesus Wasser in Wein verwandelt: Luther sagt: „Jesus hat kein Missfallen am Aufwand der Hochzeit, wie Schmuck, Fröhlichsein, Essen und Trinken. Das alles sieht aus als wäre es nur ein weltlich ding und ein verlorener Aufwand“ – also eigentlich völlig unnötig für fromme Menschen. Nein, „das gehört zu einer Hochzeit, das muss so sein“ – sagt Luther – „und es soll mit gutem Gewissen geschehen, sofern es mäßig ist.“



Und Luther sieht die Fülle dieses Hochzeitsfestes. Er sagt: „Die Gäste haben dort nicht nur den Durst gelöscht. Der Speisemeister redet ganz unbefangen von der späteren Trunkenheit der Gäste. Und das alles lässt Christus geschehen!“



Jesus sagt also nicht: Das darf nicht sein, dass die nachher so richtig fröhlich und wahrscheinlich weit mehr als ein bisschen beschwipst sind. Nein, das ist für Jesus in Ordnung. Das gehört zu so einem Fest – und vielleicht auch zu der Andreasgastung. Denken Sie aber auch an die direkten Folgen eines Zuviel.



Ich will mit einem Trinkspruch Luthers schließen. Der einmal mehr zeigt, wie ein ernstes Thema: Nämlich der Umstand, dass wir sterben müssen – passt auch zum morgigen Ewigkeitssonntag – dass dieser Umstand nicht in die Verzweiflung führt, sondern umgekehrt: den Blick öffnet für das Geschenk des Lebens und aller Gaben und uns fröhlich feiern lässt.

Das Jahr 1540 war ein weithin gerühmtes Weinjahr. In einer Tischrede aus diesem Jahr bringt Luther folgenden Trinkspruch aus:

*„Trink und iss. / Gott nicht vergiss.
Bewahr dein Ehr,
dir wird nicht mehr
von deiner Habe
denn ein Tuch zum Grabe.“*

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Das langjährige Mitglied der Gesellschaft Wolf-Henning Petershagen kommentierte den allseits mit lebhaftem Applaus aufgenommenen Vortrag traditionsgemäß auf seine Weise in Versform:

*„Herr Gohl trübt Luthers Heiligenschein
Mit dem Verweis, dass der den Wein
Sich einverleibte literweise.
Dies dien' zur Lehre unsrem Kreise:
Gefüllt mit bestem Entenfutter
Erheben wir das Glas auf Luther!
Herr Gohl:
Auf Ihr Wohl!“*



Grundlagen dieses Vortrags:

Daniel Deckers: Der Wein. Über Zeichen und Wunder, NDR Glaubenssachen, Sendung vom 06.08.2017, NDR Glaubenssachen

Stefan Rhein: Der Wein ist gesegnet – Martin Luther und der Wein (Schriften zur Weingeschichte, Nr. 175, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte des Weines), Wiesbaden 2012.

Von den Weinproben inklusiv Erläuterungen meines Beutelsbacher Kollegen Pfarrer Reiner Köpf zusammen mit seiner Frau – als Martin und Käthe Luther – habe ich ebenfalls sehr profitiert.

VERÄNDERUNGEN IM VORSTAND DER MUSEUMS- GESELLSCHAFT



2017 ist mit Nikolaus von Puttkamer ein langjähriges Mitglied aus dem Vorstand ausgeschieden. Er war seit 1990 Kellerwart und hat insgesamt 26 Andreasgastungen organisiert, dabei am 1. Dezember 1990 zum 201. Stiftungsfest das erste Mal.

Die Museumsgesellschaft ist ihm für seine lange ehrenamtliche Tätigkeit im Vorstand sehr dankbar!

IMPRESSUM

Herausgeber

Museumsgesellschaft Ulm e.V.
Neue Straße 85, 89073 Ulm
info@museumsgesellschaft-ulm.de
www.museumsgesellschaft-ulm.de

Schriftleitung

Prof. Dr. Michael Wettengel
c/o Stadtarchiv Ulm
Weinhof 12, 89073 Ulm
www.stadtarchiv.ulm.de

Redaktion

Dr. Wolf-Dieter Hepach
Dr. Wolf-Henning Petershagen
Klaus Rinkel

Gestaltung

www.sabinelutz-grafik.de

Druck

Schirmer Medien GmbH & Co. KG

Bildnachweis

Florian Arnold: S. 12–14
Franz Bosch: S. 38–45
Achim Bunz, München: Rückseite
Museum Ulm: S. 25, 28
Wolf-Henning Petershagen: Titelbild, S. 15–18
Hellmut Pflüger: S. 19
Nikolaus von Puttkamer: S. 46
Klaus Rinkel: S. 1–11, 22
Stadtarchiv Ulm: S. 21, 30, 33
Michael Watzka: S. 23

ISSN 2569-7552



Museumsgesellschaft Ulm e. V.
Neue Straße 85, 89073 Ulm
info@museumsgesellschaft-ulm.de
www.museumsgesellschaft-ulm.de

ISSN 2569-7552